

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Der Fieberquell. Novelle von Margarethe Frein von Bülow. — Der Heirathsantrag. Nach dem Gemälde von E. J. Vols. — Die erste Cour bei Hofe. Von Emilie von Hoff. — Es konnte nicht sein. Originalzeichnung von C. S. — Das Geheimniß der jungen Wamsfell. Originalzeichnung von C. Kaldewey. — Eine Ehrenrettung der Mode. Von A. Passow. II. — Maurus Jokat über die Liebe. Von Adolph Rohut. — Literarische Tagebuchblätter. Von Ludwig Ziemssen. I. — Die Mode (mit Abbildungen). — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. März. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 25. — Auflösung des Rebus Seite 64. — Correspondenz (mit Abbildung). — Zur Frühjahrs-Zaison.

Der Fieberquell.

Novelle von Margarethe Frein von Bülow.
Mit einem Vorwort von Ludwig Ziemssen.

Der nachfolgenden gedankenvollen Dichtung wird von allen denen, die der entschlafenen Verfasserin im Leben begegnet sind und von ihrer lebenswürdigen Natur, ihrer reichen geistigen Begabung, ihrem idealen Streben einen Eindruck gewonnen haben, sicherlich ein lebhaftes Interesse entgegengebracht werden. Aber dieses Interesse muß sich unter dem erschütternden Eindruck von dem tragischen Ende des hochjuvilen Mäd-

chens, muß sich angesichts des frischen Grabhügels, der sich soeben erst über der lieblichen Körperhülle einer der edelsten Mädchenseelen geschlossen hat, zu trauervoller Innigkeit steigern. In der Fülle jugendlicher Kraft, in dem Vollgefühl der Schönheit eines geistverklärten, schaffensfrohen Lebens und innerlichst gewiß, in wachsender Fortentwicklung ihren Idealen im Reiche der Kunst immer reinere und vollkommere Gestalt leihen zu können, achtete sie das Alles für nichts, da vor ihren Augen ein Menschenleben zu erlöschen drohte, und stürzte sich, einen mit dem Tode ringenden Knaben zu retten, ohne eines Augenblickes Zögerung in die eisigen Fluthen. Wol gelang die Rettung; ein vielleicht werthloses Dasein wurde verlängert, aber der ungeheure Preis war das Leben des helden-

müthigen, hochgefinnten Mädchens, um dessen Rettung schwererliche Liebe und fremde Hilfsbereitschaft sich vergebens bemühten! —

Der tiefen Bitterkeit, die uns angesichts eines solchen Ereignisses ergreift, vermag nur der eine Gedanke zu wehren, daß der so früh Dahingeshiedenen trotz alledem das von der Vorsehung ihr gesteckte hohe Ziel voll und ganz zu erreichen beschieden war. Zwar die reichen in ihre Seele gelegten Keime zu hohen Bildungen im Reiche des Schönen sind nicht zur Reife, kaum zur Blüthe gelangt, und zahlreichen, vielverheißenden Kräften, die ihr die Natur verliehen, blieb, zufolge dem Geize der Endlichkeit, unter das wir uns alle zu beugen haben, Bethätigung und Ausgestaltung verjagt; aber Schö-



Der Heirathsantrag. Nach dem Gemälde von E. J. Vols in Antwerpen.

Stieru Colorirtes Stahlstich-Modenbild vom 1. März.

neres und Größeres, ja das Größte und Schönste im Erdenleben hat sie erreichen dürfen: den Mit- und Nachlebenden ein hohes eindringliches Beispiel zu werden von der sitzenden Kraft christlicher „Caritas“, jener selbstlosen, todüberwindenden Menschenliebe, die ein großer Philosoph der Neuzeit, übereinstimmend mit dem Apostel Paulus, für den Inbegriff aller christlichen Tugenden erklärt.

Und wie ganz entsprach ein solcher Abschluß des Daseins jener tragischen Welt- und Lebensanschauung, zu der die Entschlafene durch die harte Schule der Lebenskämpfe sich schon früh hindurchgerungen; der sie, in hoher Seele gefaßt, eine ungeduldige Reizbarkeit der Empfindung, eine anspruchsvollere Unzufriedenheit mit dem Erreichten und Erreichbaren willig geopfert hatte. Nicht das Glück erkannte sie als den letzten Endzweck unserer irdischen Existenz, noch machte es sie irre an der Weisheit und Güte einer höheren Lenkung, wenn es dem Lebensloose der Menschen an gerechtem Ausgleich zu mangeln schien: sie nahm dieses Dasein, dessen lastende Schwere sie früh erprobt, ohne Rückhalt hin mit jener ernststen Resignation, die die Frucht reiferer Jahre zu sein pflegt; nahm es hin als eine hohe sittliche Aufgabe, der sich Niemand entziehen dürfe, ob sie gleich für alle Erden schwere und Sorge, alle Bitterkeiten, Leiden und verwirrenden Erfahrungen keinen anderen Ausgleich bieten möge, als in der Begeisterung selbstlosen Strebens nach dem Guten, Schönen und Wahren. Keinen anderen Ausgleich und keinen anderen Lohn! Sie selbst hat nie nach anderem gestrebt. Und diese Begeisterung eines edelen Herzens hat sie auch bei ihrer letzten schönen That über alle Bedenken, alle Furcht und alle Zweifel hinweggerissen; die Caritas durfte von ihr selbst das höchste und größte Opfer, das ihres jungen edlen Lebens, fordern, und sie hat es willig, hat es freudig dargebracht.

Nun wölbt sich über ihrer Ruhestätte schon der Hügel, und Winterwinde brausen wie klagend darüber hin. Aber von diesem frühen Grabe weht ein stärkender Anhauch zu uns herüber und trocknet die heiße Thräne, die der Schmerz um ihren Verlust uns ins Auge gelockt. An diesem Hügel findet die Schwäche keinen Platz, und die Trauer weicht dem läuternden Gefühle hoher sittlicher Erhebung. Unvergeßlich lebt ihr schönes Bild unter uns fort!

In einer grünen, sumpfigen Senkung der Mark liegt die Buchenmühle, so genannt von den uralten Buchenbäumen, die sie beschatten. Rings aber um den grünen Grund zieht sich sanft ansteigend der Kiefernwald. Das Gehöft liegt sehr einsam; stundenweit, nach jeder Biegung hin, nur Wald, sumpfige Wiesen von Erlengebüschen unterbrochen, hier und da ein verlassener Torfstich, dessen dunkles Wasserbecken eine dichte Decke glänzender Seerosen überzieht.

Es war eines Abends spät im Juli, der Mond stand hoch über dem Mühlenteich, da langte ein Fremder bei der Mühle an und verlangte den Besitzer zu sprechen. Es war ein großer magerer Mann, fein und städtisch gekleidet. Er wünschte einen längeren Aufenthalt in der Mühle zu nehmen, so sagte er, ob der Müller ihn aufnehmen könnte.

Der Hausherr führte ihn in das Zimmer und sah ihn scharf und lange an, ehe er antwortete. Der Fremde erleichterte es ihm, indem er den breitkrämpigen Hut abnahm, und der Müller sah in ein farbloses Gesicht mit schönen, sanften Augen. Sie waren weitaus das Bedeutendste an dem ganzen Menschen und hatten einen angenehmen Ausdruck von Herzengüte. Sonst konnte man ihn nicht schön nennen. Die gerade Stirne war an den Schläfen eingefallen, was das reiche dunkle Haar nicht verbergen konnte, die Nase zu groß, der Mund in einen starken Vollbart versteckt.

„Ich suche Einsamkeit und Waldluft,“ sagte er; „mein Arzt schickte mich von der Arbeit fort.“

„Darf ich fragen, was Sie sind, Herr?“ (Nach dem Namen erkundigte der Müller sich nicht.)

„Ich bin Musiker; jede Kunst ist anstrengend heut zu Tage.“

Der Hausherr sah ihn nochmals aufmerksam an. „Sie müssen schon entschuldigen, wenn ich mir's überlege, ehe ich Ihnen ja sage. Mein Haus ist in guter Ordnung, es hat jeder seine Arbeit und Störung kann ich nicht gebrauchen.“

Der Fremde, Dttfried hieß er, nickte zustimmend. „Sie sollen keinerlei Störung durch mich empfinden, ich gehe ein wenig draußen spazieren, das ist Alles.“

Er sprach langsam, weich, es war nicht leicht, an der Sprache den Landsmann zu erkennen.

„Sie kommen von Berlin?“ fragte der Hausherr wieder.

„Ja.“

„Na . . . bleiben Sie nur. Aber eins muß ich Ihnen gleich sagen: viel Rücksichten dürfen Sie nicht erwarten. Sie können ein Zimmer haben — auch zwei, aber mit dem Essen, da müssen Sie sich einrichten. Zur bestimmten Zeit ist's auf dem Tisch, sind Sie da, gut — wenn nicht, warten wir nicht. Meine Frau kann nicht hier jedem Einzelnen kochen. Ist Ihnen das recht?“

„Ganz recht.“

„Und viel Besuch erwarten Sie auch nicht? . . .“

„Keinen Menschen.“

Der Hausherr wurde fast freundlich. Er befohl seinen Leuten, rasch das Nöthige herzurichten und führte dann selbst den Gast in das für ihn bestimmte Zimmer. Es war höchst einfach möblirt, aber sehr reinlich. Die vorhanglosen Fenster standen weit offen und mit dem Waldesduft strömte eine Fluth von Mondlicht herein. Auf der Diele verstreut lagen einzelne Halme aus dem frischen Strohhaufen, das man in die

alte, wurmfstichtige Bettstelle gebreitet hatte, einen kräftigen Feldgeruch schickte es durch den ganzen Raum.

„Nun will ich hoffen, daß Sie die gewünschte Erholung auch wirklich finden,“ sagte der Müller, grüßte höflich und ging. Bald darauf wurde es still in der Mühle, nur den großen Hofhund sah Dttfried langsam hin und her gehen, geräuschlos, wie ein zottiger Bär.

Er stand am Fenster und lauschte den leisen Nachtlauten, dem Rauschen des Mühlbachs und dem Flüstern in den alten Buchenwipfeln. Aber er träumte nicht. Die Natur hatte ihm nichts zu erzählen; was er von ihr wissen wollte, das sagte er mit einem scharfen Blick.

Und so faßte er das Leben überhaupt. Man sah es ihm nicht an, nicht an dem biegsamen Körper, nicht an den leichten Bewegungen, viel weniger noch an den himmelsguten Augen: das Leben war noch niemals stärker gewesen als er.

Er konnte die Mitte der dreißiger Jahre noch nicht überschritten haben, seine Stirne war glatt, das Haar stark und dunkel; da stand er und sah in die zauberhafte Nacht hinaus, gelassen, ohne Wunsch.

Er hatte als junger Mann dem Vergnügen gelebt, er wollte sehen, was das Leben bot; aber sein scharfer Blick ließ ihn richtig greifen, er kam niemals mit sich selbst in Kampf und den klaren Blick der schönen Augen brachte er ungetrübt aus der Sturmzeit heraus. Dann kam die Arbeit, und auch da half ihm seine Natur. Er sah nicht rechts nicht links, er sah auch nicht zweimal nach einer Sache und war sicher, stets das Richtige zu treffen. Er konnte vierundzwanzig Stunden müßig liegen, ohne auch nur zu denken, und ebenso lange arbeiten, ohne Pause. Er war sein eigener Herr. Allerdings hatte er seinen Körper stark angegriffen, doch war er noch zu jung, um dadurch wirklich behindert zu sein, und so lange er noch zwingen konnte, anstatt gezwungen zu werden, achtete er zeitweiliges Leiden herzlich wenig.

Wie ein Wanderer, der vom Gipfel des Berges aus die Hügelreihe überfliehet, die noch vor ihm liegt, so sah er in das Leben: es ist Arbeit genug, aber nicht zu viel.

Der Himmel umzog sich über Nacht. Der nächste Morgen zeigte den Wald in grauen Schleiern und brachte Regenschauer, die sich mit wenig Unterbrechung den Tag über folgten. Dttfried ließ sich durch das Wetter nicht verstimmen. Er ging hin und her, besah die Mühlwerke, die neuen Ställe des Müllers und zeigte bei allem ernstes Interesse, doch so weise Zurückhaltung, daß er das mißtrauische Gemüth des Hausherrn völlig gewann. Um die weiblichen Mitglieder der Familie kümmerte er sich gar nicht, und auch das war richtig.

Nachmittag zeigte sich trotz des bösen Wetters ein Gast auf dem Hofe. Es war ein junger Mann in Joppe und hohen Stiefeln, dem ein großer, nicht ganz echter Jagdhund folgte. Dttfried beobachtete vom Fenster aus, wie er in den offenen Schuppen trat, wo der Müller Holz fällte, und die schöne, geschmeidige Figur des jungen Menschen fiel ihm auf, auch Gang und Haltung machten den Eindruck frischer Gesundheit und frischer Kraft. Dttfried hörte ihn laut lachen, und es gefiel ihm die Art, wie er dabei den Kopf zurückwarf; überhaupt gesticulirte er lebhaft und blieb keine zwei Minuten in derselben Stellung. Als Dttfried später zum Kaffee in das große Wohnzimmer hinunterging, wurde ihm der Jüngling als ein Vetter der Müllerin vorgestellt, mit der er auch entschiedene Aehnlichkeit hatte. Sein bartloses Gesicht zeigte feine, ziemlich regelmäßige Züge und unter einer stark hervortretenden Stirn dunkelgraue Augen von lebhaftem Glanz. Das Kinn war rund, doch energisch, die Oberlippe, um eine Linie zu kurz, hatte stark die Neigung, eine Reihe großer, weißer Zähne zu zeigen, besonders wenn der Gast lachte, und er lachte gern. Theodor Siewers war Forstgehilfe, er wohnte nicht weit, nur eine Stunde entfernt in dem neuen Forsthaufe. Er schien ein Mensch von ganz außerordentlichem Temperament; alles gefiel ihm, alles war in Ordnung oder würde sicherlich demnächst in Ordnung kommen. Dttfried gefiel ihm natürlich auch, und er zeigte dies mit der lebenswürdigsten Unbefangenheit. Er war nicht so jung, als es auf den ersten Blick schien. Der Müller besprach mit ihm geschäftliche Angelegenheiten, in denen Siewers nicht nur genau Bescheid wußte, sondern sich sehr bestimmt äußerte, wie ein Mensch, der gewöhnt ist, sich seine Ansicht selbst zu bilden. Aber er hatte bitterwenig von der Welt gesehen und Dttfried fand seine lebhaften Fragen in hohem Grade belustigend.

„Ich habe immer schon gedacht, ich müßte auch einmal nach der Hauptstadt — 's ist doch eigentlich Jeder aus der Gegend schon dort gewesen. Aber wenn ich nach Reichenberg komme, was doch wahrlich ein kleines Nest ist, ach da wird mir's schon ganz schlecht zu Sinn. Ich möcht' nicht in der Stadt begraben sein. Nein, wenn ich denke, daß man dort alle zwei Schritt einem Menschen begegnet!“ . . .

„Alle zwei Schritt einem? Ach Du Armer!“ dachte Dttfried.

„Aber nun sollen Sie einmal merken, Herr, wie es sich hier leben läßt!“ rief der Jäger freudig. „Ich will Sie durch den Wald führen nach allen Richtungen, es ist schöner bei uns, als mancher es meint.“

„Gehen Sie nur mit ihm,“ sagte der Müller, „es weiß keiner hier herum besser Bescheid als der Theodor.“

Dttfried dankte freundlich und reichte Siewers über den Tisch die schmale wachsweiße Hand. Der Andere faßte sie so kräftig, daß er unwillkürlich die Brauen zusammenzog; aber auch der junge Mann erschrak, als die Hand sich so widerstandslos zusammendrücken ließ und sah ihn bestürzt an.

„Sie müssen sich hier Kräfte holen, Herr!“

Dttfried lächelte. „Vielleicht glückt's.“

Gegen Abend ließ der Regen nach, die Luft klärte sich, sogar der Mond kam wieder herauf. Aber die Feuchtigkeit lag schwer auf der Erde. Weiße, zerzauste Nebel stiegen über den nassen Wiesen auf und lagerten auf dem schilfigen Teich, dann wieder schienen sie sich zu theilen und schwebten langsam auf die Mühle zu, bis in nächster Nähe sichtbar. Und dazwischen glänzte der Mond in den Wasserlachen, die die Wege überschwemmten. Es war ein solcher Reichtum von Duft, Glanz und Schönheit, alles badete in Feuchtigkeit und Licht . . . Dttfried konnte sich nicht dagegen verwehren, er ging draußen auf und nieder, im Herzen ein Gefühl wie von glücklicher Liebe.

Er hatte sich ein wenig von der Mühle entfernt, einen sandigen Weg nehmend, der in den Wald führte. Aber der Nebel verfolgte ihn; plötzlich fühlte er sich umgeben wie von einem feinen Rauch, den er nicht sah und doch athmend einzog. Er wandte sich um, da kam eine zweite Nebelwolke den Weg herauf, und mitten darin schien es ihm wie eine dunkle Gestalt. Er blieb stehen und strengte die Augen an . . . Jetzt hatte sie den Nebel verlassen, es mochte das Mädchen aus der Mühle sein, die Liese. Er rief sie an. Es kam ihm wunderbar vor, daß sie noch in den Wald wollte.

„Ich bin nicht die Liese, Herr, die ist in der Mühle.“

Richtig, jetzt sah er's selbst. Diese war größer, größer auch als die Müllerin; es kam ihm vor, als könne er ein Paar unheimlich schwarze Augen unterscheiden.

„Wohin noch so spät?“

„Nach Hause!“ sagte sie kurz und ging in schnellen Schritten an ihm vorüber. „Gute Nacht!“ hörte er sie noch rufen aus der Entfernung.

Und die Nebel zogen hinter ihr her.

Sand und Moor wurden bald genug mit dem gespendeten Wasser fertig. Die Pilze schossen auf unter den Kiefern, und draußen über den Torfboden, Vinsen, Schilfgras und Sumpflumen in üppiger Fülle. Dann lachte die Sonne aufs Neue in dem reichen Grün, feine Windwolken flogen über den mattblauen Himmel und das leise Säusen war wieder das einzige Geräusch im Walde.

Dttfried durchstreifte die Gegend nach allen Richtungen und fand sich bald genug zurecht. Unbewußt hatte er stets einen Zweck dabei im Auge: die Bodenbeschaffenheit, die Aussicht von einem gewissen Punkte oder sonst etwas; dazwischen lag er dann stundenlang im Moos, halb schlafend, ohne Empfindung. Die Einsamkeit that ihm wol, ohne daß er sie suchte; ebenso gern schloß er sich dem Forstgehilfen an, der manchmal kam, ihn abzuholen. Dann pflegten sie sich gut zu unterhalten. Der junge Siewers war ein Mensch von lebhafter Empfindung und regem Geist. Das freundliche Entgegenkommen Dttfried's, dessen scharfer Verstand sich mit einem milden, wirklich bescheidenen Wesen verband, fesselte ihn stark an den Gast, und Dttfried mußte bisweilen unwillkürliche Ausrufe der Bewunderung hören, die einzigen Schmeicheleien, die einem klugen Menschen wirklich schmeicheln können.

Aber auch ohne das hätte Dttfried Zuneigung für den jungen Siewers empfunden. Er war empfänglich für das Gute im Menschen, und wo er's fand, da liebte er den Träger. Es war freilich eine Liebe, die sein Innerstes noch nie berührt hatte.

Einmal, es war an einem heißen Tage gegen Mittag, hatte Dttfried sich durch eine moorige Wiese gewagt, an deren Ende sich ein frischer Torfstich befand. Drüben winkte der Laubwald, Rüstern von unglaublicher Höhe, unter denen das Farrenkraut in mächtigen Büschen wucherte. Dttfried folgte dem lockenden Murmeln einer Quelle und wanderte durch die hohen Büschelblumen und Gräser immer in Gefahr, von dem schwankenden Boden in wirklichen Sumpf zu gerathen. Er war lange durch den Kiefernwald gegangen, der so trügerisch dunkel aussah und doch kaum Schutz vor der Sonne gewährte. Jetzt stand er an der Quelle. Sie sprang rauschend aus dem Blätterdickicht hervor und stürzte einen kleinen Abhang hinunter. Er zog die Handschuhe aus, warf sich ins Gras und fing das klare Wasser in der hohlen Hand auf.

Wie er sich bückte, um zu trinken, bewegten sich drüben die Büsche: „Nicht! nicht!“ rief es ihm entgegen, — eine menschliche Stimme mitten im schweigenden Wald.

Er blickte erstaunt auf. Am anderen Rande der Quelle, ein wenig höher als er, saß ein Mädchen und sah mit großen, düstern Augen zu ihm herüber. Sie trug keinen Hut, das blonde Haar, im Rücken zu starken Zöpfen geflochten, hing ihr wirr in die Stirn. Das Gesicht war klein und zierlich, der Mund von lebhaftem Roth, auch Nase und Ohren ein wenig gefärbt. Aber die geraden,

langen, dunklen Brauen und die merkwürdig großen, schwarzen Augen gaben dem Gesicht einen ernsten, fast finsternen Ausdruck.

Das Mädchen trug eine lose Jacke, um den feinen Hals geöffnet, dazu einen dunklen Rock, der die Füße bis zu den Knöcheln sehen ließ, und eine große Schürze. Ihre Haut war gebräunt, mehr noch als das Gesicht die Hände und Arme, die aus den zurückgestrichenen Ärmeln hervorsahen.

Eine ganze Weile betrachtete er sie schweigend und sie ihn, ohne den Blick zu verändern.

„Warum soll ich nicht trinken?“ fragte er dann, — „das Wasser ist gut.“

„Ja, es ist gut — aber wenn Sie erkrankt sind, trinken Sie sich das Fieber an, darum ist's nicht gut. Sie sehen's dem Wasser nicht an, weil es so klar ist . . . es ist ein schöner Sprint, aber böse.“

Er schüttelte den Kopf. „Du bist wol die Brunnshere, Mädchen?“ Und als sie den Blick nicht wandte, fragte er weiter: „Warum siehst Du mich so ernsthaft an?“

Da erhellte ein Lächeln ihr Gesicht und verwandelte den Ernst in überraschende Lieblichkeit.

„Ich habe noch nie einen Menschen gesehen mit so dunklem Gesicht und hübsch dabei, darum sehe ich Sie an.“

Er lachte. — „Bin ich denn hübsch?“

„Ja.“

Raum sichtbar trat ihm die Röthe auf die Stirn. Es war doch höchst wunderbar, dies Geständniß. Er wußte auch nicht, was er zunächst sagen sollte, aber sie blieb sitzen und begann nach kurzem Schweigen wieder: „Ich habe Sie neulich Abend schon gesehen, bei der Mühle. Die dort unten sagten Gutes von Ihnen, darum mocht' ich's nicht leiden, daß Sie sich hier das Fieber holen.“

„Wer bist Du denn?“ fragte er, als sie schwieg und wieder die Brauen zusammenzog.

„Ich heiße Martha.“

„Komm herüber, Martha!“

Er kniete noch immer im Grase, aber sie lachte und zeigte die Zähne. Als er aufsprang, erhob sie sich ebenfalls von ihrem Sitz und stand ihm gegenüber, wie auf dem Sprunge.

„Du Rindskopf, ich thue Dir ja nichts!“

„Nein! Er war sehr friedlich geworden — ein gesetzter, ernster Mann, kein toller Junge mehr. Er folgte ihr keinen Schritt, als sie mit rascher Wendung in die Büsche bog, er sah nur nach dem Platz, den sie verlassen, es war solch' ein anziehendes Bild gewesen.“

Und dann lag er wieder im Grase.

Regungslos umfaßte der Wald das grüne Längsthal, still war's auch hier, nur hoch oben kreiste ein Habicht und ließ in Zwischenräumen seinen kläglichen Schrei ertönen.

„Ist das wahr mit dem Quell?“ fragte Dittfried heimkehrend den Müller. Der zuckte die Achseln. „Einer sagt ja, der Andere nein, wer kann's wissen?“ Aber es mußte doch wol wahr sein. Dittfried ging die halbe Nacht hindurch in seinem Zimmer auf und nieder und hatte doch das Wasser nur eben geschmeckt. Er kannte sonst ein unfehlbares Mittel gegen solche lästige Unruhe, das war Arbeit. Aber jetzt sah er sich vergeblich die leeren Wände an; auf dem Tisch neben dem Licht stand Schilfgras in einem irdenen Krug, da war kein Instrument, kein Blatt, kein Bleistift zu finden. „Das soll mir nicht wieder begegnen!“ schwur er sich zu, „mag der Arzt sagen, was er Lust hat.“

Das Bild des braunen Mädchens ging ihm nicht aus dem Sinn. Er sah sie Nachts im Nebel dahergleiten und bei Sonnenschein aus dem Wasser steigen, eigenthümlich reizend, wie der Kiefernwald mit dem Torfmoor, das die lieblichen, weißen Blumen trägt. Sein Gedankengang nahm eine so bedenklich romantische Richtung, daß er sich bestürzt nach dem Puls griff: Fieber!

Sobald er's wußte, wurde er darüber Herr. Aber aus dem kurzen Schlaf erwachte er mit schmerzender Stirne, ein Druck lag über dem ganzen Kopf, der ihn gegen jeden Laut empfindlich machte.

Er ging früh hinaus und irrte, die Wege vermeidend, stundenlang umher. Da, gegen Mittag, schimmerte es hell zwischen den Baumstämmen; er trat aus dem Walde und sah vor sich den Torfgrund und gegenüber die hohe Laubwand, die den Fieberquell beschattete. Er sah lange hinüber, aber kein menschliches Wesen wollte sich zeigen; nur der Habicht zog langsam seine Kreise durch die stille Luft.

Dittfried trat in den Wald zurück. „Ich hätte ja nach ihr fragen können,“ sagte er sich; „sie wird sich einer Wohnung aus Lehm und Stein so gut erfreuen wie andere Menschen . . . Aber wozu? Die Sache hat wenig Sinn!“

Oben begann's in den Kiefern zu rauschen, die Streiflichter schwandern vom Moos, über den Himmel zogen graue Wolken. Er merkte, daß ein Regen im Anzug sei und beschleunigte den Schritt, da stand er plötzlich vor einer hochaufsteigenden Baumwand und sah, daß er die Richtung verloren hatte. Er war zu klug, um sich durch Gehen im Kreise noch mehr zu verwirren; nachdenklich folgte er dem sandigen Wege, der ihn durch das Jungholz auf eine leuchtend grüne

Wiese führte. Aber der Weg verlor sich in einen kaum betretenen Pfad; bunte Blumen und glänzende Schmetterlinge zeigten sich im Grün, immer feuchter und schwankender wurde der Grund, weicher und kräftiger das Schilfgras.

Jetzt stand er mitten im Sumpf; einen feinen Sprühregen begann die Wolke über ihm herabzufenden. Er hatte sein Augenmerk auf die schwarzen Torfhausen jenseits der Wiese gerichtet, die dort zum Trocknen doch wol auf festem Boden standen, aber er erkannte, daß es ihm unmöglich wurde, sie zu erreichen.

Wie er umschlüssig umherschaute, sah er ein junges Reh in kurzen Sprüngen über den Sumpf hinein. Das Reh trug ein rothes Halsband und eine kleine Glocke daran. Gleich darauf trat hinter den Erlensbüschen ein Mädchen hervor und begann wie das Reh durch den Sumpf zu hüpfen. Mitten im Lauf hielt es inne und kam dann langamer in fast gerader Richtung auf ihn zu.

„Was machen Sie denn hier?“

„Martha!“ Ganz betroffen rief er ihren Namen. Sie war im Augenblick neben ihm, faßte ihn bei der Hand und führte ihn vorsichtig weiter.

„Hier müssen Sie gehen — hier — dicht neben mir. Sie können den Weg nicht erkennen.“

Die Regentropfen fielen dichter, sein Handschuh wurde naß und ihre braune Hand.

Jetzt waren sie auf festem Boden am Saum des Waldes. „Danke Dir!“ sagte er; „aber nun mußt Du mir noch den Weg zeigen nach der Mühle.“

Sie wies mit der Hand nach einem sonderbaren, schwarzen Hausen, ähnlich den Strohhütten der Obsthüter. „Wir wollen erst den Regen abwarten, nicht? Hans ist schon drinnen.“ Es war ein zeltartiger Bau von starken Kiefernästen, mit trockenen Rasenstücken belegt. Die Vorderseite, die ganz offen war, diente statt der Thür; man konnte nur stark gebückt hineingelangen und innen nicht aufrecht stehen; der Boden war mit Stroh bedeckt.

Dittfried folgte ihr verwundert in die dunkle Hütte; im hintersten Winkel lag das Reh und sah ihn mit glänzenden Augen an.

„Oft habe ich hier allein das Wetter abgewartet,“ sagte Martha, „heut ist's eine ganze Gesellschaft.“ Sie hatte sich in's Stroh geworfen, stützte den Kopf in die Hände und sah ihn lachend ins Gesicht.

Zwei Menschen — das war doch keine Gesellschaft. Wie aus der Welt gezaubert kam er sich vor in der engen Hütte.

„Du bist im Grunde doch eine Here, Martha, gesteh' es mir!“

Sie sah ihn verwundert an. „Weil ich so schwarz bin? Aber Sie sind auch schwarz . . . die Haut freilich nicht . . .“ Sie legte ihre Hand neben seine . . . „meine Hände sind braun vom Torf. Die Eltern haben die Aussicht über den herrschaftlichen Torfstich; dort drüben über dem Hügel liegt das Häuschen, in dem wir wohnen; es ist so versteckt. Sie werden's nicht finden und wenn Sie darnach suchen. Wir waren unserer viele, jetzt sind sie alle fort, die Geschwister. Sie fanden es hier zu still und die Mutter meinte auch, sie wären zu klug, um hier im Torfe stecken zu bleiben, und das sind sie auch, sehr klug, sehr fein und nicht so schwarz wie ich. Aber ich mag nicht fort, nicht in die Stadt, nicht unter die Leute, die so viel Lärm machen; sie würden doch nur über mich lachen. Ich habe die Haide lieb, die ist still und schön und in der Stadt sieht man ja nicht einmal die Sterne.“

Sie strich mit zwei Fingern über seine Hand, als ob's ein junger Vogel sei und führte sie an die Lippen.

Er riß sich hastig los. „Laß das, Mädchen!“

Sie sah ihn ernst an, aber seine Augen waren immer gleich gut und freundlich. Da faltete sie die Hände unterm Kopf und schloß die Augen, wie um zu schlafen . . . Einige Augenblicke betrachtete er sie, dann sah er hinaus in das Gras, das sich im Regen bog. Sollte er nicht doch lieber gehen?

„Wie kannst Du jetzt schlafen, Martha. Weißt Du nicht, daß Du mich unterhalten mußt?“

Sie richtete sich auf, die Augen noch größer als sonst. „Unterhalten?“

„Ja doch. Sag, fürchtest Du Dich gar nicht?“

„Nein, vor was sollt' ich mich fürchten?“

„Nun vor den Menschen.“

„Es gibt keine schlechten Menschen hier.“

„Und vor mir fürchtest Du Dich auch nicht?“

„Nein, Sie haben so gute liebe Augen, wie gar Niemand sonst.“

Er lachte. „Solch ein Rindskopf! Und ich glaube, Du legst mir auch noch ein rothes Band um den Hals mit einem Glöckchen daran.“

Sie verstand ihn gar nicht; aber er sprach auch nicht eigentlich zu ihr, er hatte die Gewohnheit, manchmal laut zu denken.

„Warum warst Du heut' Mittag nicht an der Quelle?“ fragte er nach einer Weile wieder. Wie ein Blitz von Verständniß ging's über ihr Gesicht.

„Morgen!“ sagte sie und lächelte.

„Du mußt nicht so lachen, Mädchen; es ist als ob Du mit der offenen Lampe durch die Scheune gingst . . . versteht Du mich nicht?“

Sie sah ihn zweifelnd an, aber er mochte sagen, was er wollte, der Eindruck seiner süßen Stimme und guten Augen war überwiegend stark.

Die Wolke zog vorüber. Das Reh hatte schon prüfend den Kopf aus der Oeffnung gesteckt, von Kräutern und Büschen tropfte der Regen. Sie standen vor der Hütte; er hielt den Hut in der Hand, die frische, feuchte Luft that ihm wol, wie ein Bad. Das Mädchen hatte ihm den Weg gewiesen, jetzt ließ sie ihre Hand in der seinen ruhen und sah ihm mit strengem Ernst in die Augen.

„Was suchst Du? sprich!“

Aber sie schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Mit raschen, sicheren Schritten erreichte sie den Wald.

(Schluß folgt.)

Es konnte nicht sein.

(S. Illustration Seite 76.)

Da standen zwei im Mauerwerk,
Die sah'n so schwer und düster drein.
Der Herbstwind schauerte über den Fleck
Und raufte Blätter vom weißen Wein.
Mit heißer Faust umschloß der Mann
Die kleine, kühle, schlaffe Hand
Und rebete heiß — und fragte dann —
Sie blickt' ihn nicht an
Und starrte so trübe, und stand — und stand —

Und über ein Weischen: er ging davon
Mit starkem Schritt, ein Bild von Stein.
Das bebende Weib fand keinen Ton,
Sie nickte nur stumm: Es konnte nicht sein!
Nun stieg sie durch das fallende Laub,
Das Herz von Weh und Mitleid schwer —
Dief unten segte ein Roß den Staub,
Und im Sattel saß er,
Und die Lüste piffen hinter ihm her.

Bereinsamt blieb der lauschige Platz;
Die Winde rauschten die Neben kahl —
Kein Echo wahrte den kleinsten Satz
Der heißen Worte von bazumal.
Und über ward es und rings verborrt;
Wie Salz des Fluges fiel der Schnee,
Und lag durch Monde und ging nicht fort,
Als zeige der Ort,
Daß hier geschah so bitteres Weh.

Dann kam der Lenz und der Schnee zerrann,
Rings wob sein Kleid, was lang' erstarrt,
Und keiner sah dem Platz mehr an,
Daß hier ein Glück verborben ward.
Der Wein am Pfeiler Blätter trug;
Rings lausch'ge Ruh — die Welt so weit —
Und Bienensummen, Vogelzug,
Und Raum genug
Für neue Frage — neues Leid.

Victor Blüthgen.

Die erste Cour bei Hofe.

Von Emilie von Hoff.

Es wird für ein junges, kaum dem Backfisch-Alter entwachsenen Mädchen immer ein schmerzliches Gefühl sein, wenn es ohne die sorgsam leitende Hand einer treuen Mutter in die Welt treten soll. Das empfand auch ich, als mein Vater eines Tages das Verlangen an mich stellte, der nächsten Cour an unserm Hofe beizuwohnen.

Manches junge Mädchen würde mich um jene Aussicht beneiden haben, ich dagegen kam mir, im Bewußtsein meiner eigenen Hilflosigkeit, sehr unglücklich vor, zumal mein Vater wol Ansprüche an mich stellte, mir aber nie behilflich war, sie zu erfüllen. Zum Glück besaß ich einen alten, väterlichen Freund, dem ich meine kleinen Freuden und Leiden anzuvertrauen pflegte; was war natürlicher, als daß ich sofort zu ihm und seiner Tochter eilte, ihnen mein sorgenschweres Herz auszusprechen.

„Hat es der gestrenge Herr Papa unserm kleinen Fräulein einmal wieder nicht recht gemacht?“ rief mir der gütige Freund, meine bestimmte Miene gleich beim Eintritt bemerkend, freundlich zu. „Ach,“ seufzte ich und hervorbrechende Thränen erstikten fast meine Stimme, „ich soll, ja ich muß die nächste Cour mitmachen!“ Ein herzliches Lachen unterbrach diesen Stoßseufzer. „Wenn es weiter nichts ist,“ hob der alte Herr begütigend an, „da trocken Sie nur Ihre Thränen, der Kummer wird sich wol noch ertragen lassen!“ Aber ich werde mich blamiren,“ stieß ich heftig heraus, „weil ich doch nicht einmal, was ich dort zu thun und zu lassen habe!“

„Nun, beruhigen Sie sich. Ich wette, es gelingt uns, das kleine unruhige Fräulein in eine elegante courfähige Dame zu verwandeln. Leonie,“ rief der alte Herr seiner Tochter zu, „wie wäre es, wenn wir einmal eine Courprobe versuchten und damit unsern Schützling in die Geheimnisse der Hofwelt einweihten?“

Leonie ging vergnügt auf den Vorschlag ein und bemühte sich sofort mit großem Eifer, das einfache Wohnzimmer in einen Thronsaal umzugestalten. Alsdann ward mir als Cour-schleppe eine alte Gardine um die Taille gewunden und in graziosen Falten über den Arm gelegt. Zwei verblichene Lehnstühle dienten als Thronessel, vor denen Vater und Tochter mit wichtiger Miene Aufstellung nahmen.

„Schleppe fallen lassen,“ ertönte jetzt das Commando meines Vaters, „erstes Compliment auf der Thürschwelle! — Tiefere,

tiefer! So ist's recht! — Mit langsamen Schritten auf uns zukommen. Gut! nun zweites Compliment vor Ihrer Majestät — drittes vor mir — jetzt umbiegen — nicht auf die Schleppe treten — dann links zur Thüre hinaus!"

Alles war zur Zufriedenheit geglückt, nur das Umbiegen mißrieth; ich verwickelte mich in meinen langen Schwanz und hätte sicherlich einen unfreiwilligen Fußfall vor Sr. Majestät gethan, wenn derselbe mich nicht huldvollst in seinen Armen aufgefangen hätte, wobei wir in ein sehr unceremonielles Gelächter ausbrachen. In Folge dessen mußte das Defiliren noch einige Male geübt werden, bis beide Majestäten, mit dem Erfolge zufrieden, die Cour aufhoben und mich in Gnaden entließen.

So kehrte ich denn ein gut Theil befriedigter wieder heim und sah sogar dem bevorstehenden Feste mit freudiger Ungeduld entgegen, denn, Dank meinem gütigen Lehrmeister, glaubte ich mich nun vor jedem faux-pas gesichert.

Der Abend, an welchem die große Cour im Schlosse stattfinden sollte, war hereingebrochen. Wie stolz schritt ich dem Vater entgegen, kannte ich mich doch selbst kaum wieder in der herrlichen Seidenschleppe, mit den zierlichen Straußenfedern auf dem Haupte. Zitternd vor freudiger Erregung bestieg ich den Wagen, allein je näher er uns dem Ziele zuführte, um so mehr sank mein Muth, um so ängstlicher schlug mein Herz. Wie im Traume folgte ich dem Vater die große Schloßstreppe hinauf, durch mir endlos scheinende Corridore, bis ich plötzlich wie geblendet da stand. Das flimmerte und glitzerte von funkelnden Steinen, das wogte und schwirrte um mich herum, eine Farbenpracht umgab mich, daß mein Auge nicht wußte, wohin es sich wenden sollte. Nach und nach entdeckte ich hie und da ein mir bekanntes Gesicht, das mir ermunternd zunickte, dann ward ich einigen Damen zugeführt, die ein gütiges Wort an mich richteten.

So mochte etwa eine Stunde vergangen sein, als der Hofmarschall alle Damen in ein angrenzendes Zimmer führte, um sie nach Rang und Würden aufzustellen. Gewiß war dies kein leichtes Geschäft, denn manches Gesicht, das eben noch die lebenswürdigste Freundlichkeit gezeigt hatte, zog sich in düstre Falten. Die eifrig gepflogene Unterhaltung verstummte plötzlich ganz, jede Einzelne schien mit Spannung auf den Platz zu achten, der ihr zukam. Am liebsten hätte ich mich an das äußerste Ende gestellt, nur um Zeit zu gewinnen, bis zu dem von mir so namenlos gefürchteten Moment. Schon hoffte ich, es könne mir gelingen, da Niemand auf mich achtete, als der Hofmarschall auf mich zutrat und mich erbarmungslos, dem Range meines Vaters gemäß, mit in die erste Reihe stellte. Ich schlug beschämt die Augen nieder, denn ich fühlte nur zu deutlich, wie manch' giftiger Blick mich traf. Doch mir blieb keine Zeit, darauf zu achten, denn schon verschwand die der Thür zunächst stehende Dame, wir rückten einen Schritt vor, bis unsre Reihen

sich so weit gelichtet hatten, daß auch ich meine Wanderung nach dem Thronsaale antreten mußte. Ich hörte und sah kaum, was um mich her vorging, ich fühlte nur das Zittern meiner Kniee. Schon mochte ich zwei Säle passiert haben, als ich mich rings von Herren umgeben sah, die mich mit neugierigen Blicken betrachteten. Doch jetzt war mir sogar das gleichgültig, mein ganzes Sehnen und Wünschen war nur darauf gerichtet, die nächsten fünf Minuten glücklich überstanden zu haben.

Ein kleines Zimmer trennte mich noch von dem Thronsaal, ich ließ deshalb meine Schleppe vom Arm fallen und

sah mich nach einem dienstbaren Wesen um, mir dieselbe zurecht zu legen, denn mir war gesagt, zu dem Zwecke stünden Lakaien am Eingange des letzten Zimmers bereit. Arzig, wenn auch etwas herablassend, wandte ich mich deshalb mit meiner Bitte an einen, wie mir schien, in elegante Livree gekleideten Lakaien. Ich hörte kaum sein freundliches: „Mit Vergnügen!“ denn der entscheidende Moment war für mich gekommen. Da stand ich nun am Eingange des Thronsaales, vor mir unter einem Thronhimmel die Majestäten, an ihrer Seite die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, und hinter ihnen der große königliche Hofstaat. Schnell beugte ich meine Kniee, so tief und so ehrerbietig, wie ich es nur vermochte und hörte in demselben Augenblicke laut meinen Namen ausrufen. Mein armes kindisches Herz begann heftig zu zittern, als ich aber auf das freundliche Antlitz der von uns Allen so hoch verehrten Königin schaute, kam mir von dort die beste Hilfe, und leichter, als ich je geglaubt, überwand ich die so sehr gefürchtete Ceremonie.

Um das Defiliren der Herren mit anzusehen, hatte ich mich mit einigen jungen Mädchen in einen Saal begeben, den jene in ihren glänzenden und mannigfaltigen Uniformen passiren mußten. Den Zug eröffneten die Minister. Wer beschreibt aber meinen Schreck, mein Entsetzen, als ich unter ihnen sofort die hohe Gestalt des vermeintlichen Lakaien entdeckte, der mir „mit Vergnügen“ die Schleppe gelegt hatte. Ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen!

Ein gar buntes Bild entrollte sich jetzt vor meinen Augen, Erscheinungen, die ich nur auf einer Maskerade vermuthet haben würde, zogen vorüber. Bald war es die hohe katholische Geistlichkeit in ihren gold- und silberdurchwebten Gewändern, welche meine Aufmerksamkeit fesselte, dann wieder die kleine Gestalt eines höheren Bergbeamten, der in seinem dunklen Anzuge und dem komischen lebernen Schurzfell unwillkürlich an einen unterirdischen Gnommen erinnerte. Doch am eigenhümlichsten erschienen mir die hohe imposante Figur eines jungen schottischen Obersten in seiner Hochlandsuniform, die zwar äußerst kleidam war, mir aber fast anstößig erschien, da seine Beine nur theilweise bekleidet waren. Trotzdem mußte ich wol, in naives Erstaunen versunken, ihn sehr viel länger als nöthig betrachtet haben, denn auch sein Auge ruhte einen Augenblick auf mir.

Als wir den endlos langen Zug zur Genüge betrachtet hatten, begaben wir uns in den angrenzenden Tanzsaal, wo, nach Beendigung der Cour, die hohen Herrschaften Cercle halten wollten. Aller Augen waren auf den Eingang gerichtet, als jetzt das Königs-paar erschien. Pagen in Goldbrocat, mit gepudertem Haar, trugen die golddurchwirkte, reich mit Brillanten geschmückte Schleppe Ihrer Majestät. Ihnen folgten die in jugendlicher Anmuth strahlenden Prinzessinnen, die wol kaum des fürstlichen Schmuckes bedurften, um aller Blicke voll



Es konnte nicht sein. Originalzeichnung von C. — s.

Bewunderung auf sich zu ziehen. Ihre mit Silbersternen übersäten Schleppe wurden gleichfalls von eleganten Pagen getragen. Auch im Gefolge fehlte es nicht an Pracht und Schönheit, allein man achtete ihrer wenig, da jede Bewegung der Majestäten jetzt von Allen mit Spannung verfolgt ward, denn ein gnädiges Wort galt in diesem Augenblicke als das höchste Ziel aller Wünsche.

Zu meiner Ueberraschung trat jetzt ein mir bekannter Herr mit jenem schottischen Oberst auf mich zu, der vorhin meine Aufmerksamkeit gefesselt hatte, um mir denselben vorzustellen, worüber ich, in Erinnerung meines unbefangenen Anstarrens seiner Person, in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Der Schotte, offenbar erfreut, Jemand gefunden zu haben, mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte,

der eleganten Tafeln zu bewundern. Ich ging daher am Arme meines Schotten von einem Saal zum andern, überall mich mit Entzücken an der Pracht weidend, die sich meinen Blicken bot. Anfangs waren wir in größerer Gesellschaft umhergegangen, doch mochte es mir, in der Betrachtung der einzelnen Herrlichkeiten allzu sehr vertieft, entgangen sein, wie wir uns mehr und mehr isolirten. So waren wir ganz allein in ein kleineres Gemach gelangt, als ich plötzlich durch das laute Pochen des Hofmarschallstabes (ein Zeichen, daß die hohen Herrschaften sich in unserer unmittelbaren Nähe befanden), erschreckt ward. Mein erster Gedanke war, so schnell wie möglich zu entfliehen, damit ich nicht hier im einsamen tête à tête mit dem Schotten zum Gespött des ganzen Hofes würde. Doch unmöglich! das Zimmer hatte nur zwei Ausgänge, die einander

werden lassen; jeder Einzelne betrachtete uns mit mehr oder weniger spöttischen Mienen. Mir erschien die kurze Spanne Zeit, während der Zug an uns vorüberging, eine Ewigkeit. Kaum aber waren die Letzten verschwunden, so bemächtigte sich meiner ein heftiger Groll gegen denjenigen, den ich in meiner Ungerechtigkeit allein für die soeben durchlebte peinliche Scene verantwortlich machte. Mein Groll wurde noch vermehrt durch den unbeschreiblichen Gleichmuth, mit dem der schottische Oberst jetzt auf mich niederjah. Nur fort, so schnell als möglich fort, aus der Nähe dieses schrecklichen Menschen, das war jetzt mein einziger Gedanke, und so schnell er mir gekommen war, ebenso rasch gelangte er auch zur Ausführung.

Während der erstaunte Schotte mit offenem Munde dem Flüchtling nachschaute, lief ich, so schnell mich meine Füße



Das Geheimniß der jungen Mamsell. Originalzeichnung von G. Kalbwey.

reichte mir, als bald darauf das Zeichen zum Souper gegeben ward, seinen Arm, den ich zögernd annahm. Als wir den uns bestimmten Saal betraten, entgingen mir die schelmischen Blicke nicht, welche die schon vor uns dort eingetroffenen jungen Mädchen, bei unserm Erscheinen, mit einander austauschten. Selbstredend galt ihre Heiterkeit meinem Begleiter, so daß ich dadurch wieder lebhaft an sein costume, oder vielmehr manque de costume, erinnert ward. Möglichst unbemerkt versuchte ich deshalb, nachdem wir Platz genommen, meinen Sessel ein klein wenig von dem meines Nachbarn zu entfernen, allein bei jeder derartigen Bewegung bemerkte ich bald, wie der Stuhl des Obersten mir nachrückte, bis ich diese vergeblichen Versuche, seiner unmittelbaren Nähe zu entrinnen, aufgab.

Nach beendetem Souper war es Sitte, daß die Herren ihre Damen in die verschiedenen Säle führten, um ihnen Gelegenheit zu geben, auch dort die geschmackvollen Einrichtungen

gegenüber lagen; in dem einen mußten im nächsten Augenblicke die Majestäten erscheinen, wollte ich aber den andern benutzen, würde meine Flucht unfehlbar von ihnen bemerkt worden sein. So gab es denn keine Rettung für mich aus dieser verzweifelten Situation! Einen schenen Blick auf meinen Begleiter werfend, auf dessen phlegmatischen Zügen wenig Verständniß für meine Verlegenheit zu lesen war, stellte ich mich in möglichst weite Entfernung von ihm auf, denn schon konnte ich deutlich die Schritte der Nahenden vernehmen. Weder rechts noch links schauend, schritt der Hofmarschall mit gemessenen Schritten voran, ach, wenn sie doch Alle seinem Beispiele folgten! Aber so gut sollte es mir nicht werden. Uns Beide verwundert anschauend, dankten die Majestäten unserm Gruß, dann flog ein helles Lachen über das sonst so ernste Gesicht der Königin, so daß mir alles Blut in das Gesicht stieg. Und nun gar das Gefolge — da war nicht Einer, der dem armen verlegenen Mädchen die Wohlthat der Nichtbeachtung hätte zu Theil

tragen konnten, zur Thüre hinaus, ohne Ueberlegung die mir zunächst liegenden Räume durcheilend, nur von dem einen Wünsche bejezt, so schnell wie möglich zu den anderen Damen zu kommen.

Plötzlich wurde es mir klar, daß ich mich in ganz fremden Gemächern befand, die vorher mein Fuß nicht betreten. In meiner Aufregung mußte ich bei meiner Flucht die Richtung verfehlt haben und stand nun rathlos da. Aus einiger Entfernung glaubte ich Stimmen zu vernehmen, und eilte ihnen erleichtert entgegen. Sie ertönten aus einem Saale, dessen Eingang durch eine schwere Sammet-Portiäre verhangen war. Hoch aufathmend, schlug ich dieselbe zurück, doch die schweren Stoffalten entglitten meiner Hand, denn mein Arm war wie gelähmt, als meine Augen starr auf eine lange Reihe gedeckter Tische fielen, an denen eine große Anzahl Herren sich eifrig den Freuden des Büffets hingaben.

Wiederum wollte ich fliehen, aber die Ueberraschung war

zu groß, meine Füße versagten den Dienst, regungslos stand ich da, während Thränen der Angst und Scham mein Gesicht benetzten.

Mein plötzliches Erscheinen war indessen nicht unbemerkt geblieben; ich fühlte, wie Vieler Augen voll Verwunderung sich auf mich richteten. Ein alter geistlicher Herr, in schwarzem Talar, eilte hilfsreich auf mich zu. Ich weiß nicht, wollte er mir einige trostreiche Worte sagen oder mir seinen Arm bieten, um mich von hier fortzuführen, genug, er bückte sich tief zu mir nieder. In demselben Augenblick verzog sich mein eben noch so schmerzliches Gesicht zu einem so unwiderstehlichen Lachen, daß der würdige Herr mich geradezu entsetzt anschaute, denn mein plötzliches unmotiviertes Erscheinen, meine Thränen, dann wieder das für ihn so unerklärliche Lachen, mochten ihn wol an meinem Verstande zweifeln lassen. Dennoch konnte ich meine Heiterkeit nicht unterdrücken, denn als der alte Herr sein Haupt so tief zu mir niederbeugte, bemerkte ich, wie die tiefen Falten seiner großen weißen Halskrause mit Baizers und Bombons malerisch garnirt waren, vielleicht ein Werk jener jungen Offiziere, welche von einem der Tische aus das Resultat dieses Scherzes beobachteten.

Während ich so zwischen Lachen und Weinen kämpfte, und mein würdiger Beschützer nicht zu wissen schien, was mit mir beginnen, bemerkte ich plötzlich einen mir ganz fremden Offizier an meiner Seite, der mir mit höflichem Gruß seinen Arm bot und mich aus dieser, sich für mich immer peinlicher gestaltenden Scene fortführte.

Nachdem er wenige Schritte schweigend neben mir gegangen, nannte er mir seinen Namen und fügte freundlich hinzu: „Darf ich Sie zu Ihrer Frau Mutter führen, gnädiges Fräulein, und wo finden wir dieselbe?“

Diese Frage erinnerte mich schmerzlich an meine ganze Verlassenheit, kleinlaut kam es von meinen Lippen: „Ich habe ja keine Mutter!“

Ich sah wie die Augen des fremden Herrn mitleidsvoll auf mir ruhten. Was mochte nur in diesem Augenblicke mich bewegen, daß ich ihm, dem Fremden, rüchaltlos mein ganzes Vertrauen schenkte, ihm ohne Zögern alle überstandene Noth und Angst des heutigen Abends schilderte, und sonderbar, je mehr ich mich ansprach, je häufiger ich dabei in seine freundlichen, verständnißvollen Augen schaute, um so leichter und freier ward mir wieder ums Herz, so daß es mir fast leid that, als wir uns bald von der ganzen Gesellschaft umringt sahen.

Wir trafen gerade in dem Augenblick ein, als die hohen Herrschaften sich zurückzogen, welchem Beispiel wir andern Sterblichen sehr bald folgten.

Wie es nun gekommen, daß ich mit meinem freundlichen Beschützer noch oft über die Erlebnisse meiner ersten Cour geseherzt, ja daß wir sogar uns innig freuten, daß sie unsere Bekanntschaft vermittelte, das erzähle ich dem gütigen Leser, der mir bis hierher mit Nachsicht gefolgt ist, vielleicht ein anderes Mal.

Das Geheimniß der jungen Mamsell.

(S. Illustration Seite 77.)

Sagt, was sie ihm anvertraut,
Daß er muß so lustig lachen?
Sicherlich sind's Liebesfaden,
Und sie ist geheime Braut.
Doch was wäre wol dabei,
Daß so lächerlich erschiene?
Und uns lehrt des Alten Wiene,
Daß der Spaß ein großer sei.

Also muß wol ihre Wahl
Ganz absonderlich erscheinen?
Ist's ein Tölpel? Liebt sie einen,
Der schieläugig ist und kahl?
Doch ein Grund könnt' das nicht sein,
Um sich also sehr zu freuen;
Warnen müßt' man, von Vereuen
Sprechen — aber lachen? Nein!

Nicht auch sieht sie aus danach,
Einen falschen sich zu wählen;
Einen Richtigen zu quälen,
Wäre eher wol ihr Fach.
Nein, den sie sich auserwählt,
Der muß schön sein und was taugen!
Dieser Mund und diese Augen,
Die sind nicht für Jergendwen.

Aber da es Schelme gibt,
Welche lange Haare tragen,
Wird sie wol zum Alten sagen:
Hör', in Dich bin ich verliebt!
Und das muß doch offenbar
Großen Spaß dem Guten machen;
Aber anders würd' er lachen,
Wär' er jung und wär' es wahr.

S. Trojan.

Eine Ehrenrettung der Mode.

Von A. Passow.

II.

Als die Mode in dem verfallenden Alterthum festen Fuß gefaßt und somit das Fundament zu ihrer nun fast neunzehnhundertjährigen Herrschaft gelegt hatte, suchte sie sich den Ruf einer Mehrerin und Fördererin ihres Reiches zu verdienen. Sie, die scheinbar so Unbeständige, hat in jener langen Zeit stets nach einem festen Plan gehandelt und ist unentwegt ihrem auch jetzt noch fernem, aber immer klarer hervortretenden Ziele zugewandert. Dasselbe besteht in der Verringerung aller volksthümlichen, standes- und sektenthafteu Tracht-Scheidewände zu einer einzigen Bekleidungsdranke, welche, die Bildung des Menschen als Maßstab nehmend, alle Culturvölker in einen tieferen und einen höheren Kreis theilt und die Mitglieder des letzteren zu einer über den ganzen Erdball sich erstreckenden Gesellschaft vereinigt.

Wenn die Mode solchergestalt die Verbrüderung der ge-

samnten gebildeten Welt als ihre Hauptaufgabe ins Auge faßte und derselben nachstrebte, so vermochte sie dies selbstverständlich einzig und allein im engen Anschluß an die moderne Culturbevegung, die, aus den Trümmern der antiken erwachsend, nach Befiegung unermesslicher Hemmnisse stetig vorwärts geschritten ist. Während das Alterthum die Begriffe „Herr“ und „Sklave“ zum schärfsten Ausdruck brachte und auch der Verkehr von Volk zu Volk sich nur dann friedlich regelte, wenn das schwächere sich dem starken dienend unterwarf, brach sich in der neuen Ordnung der Dinge die Idee der Gleichberechtigung sämtlicher Culturvölker Bahn. Das Bestreben der einzelnen Nationen, andere allgewaltig zu unterjochen, ward allmählig erstickt, und jedes Land, das sich an der allgemeinen Culturbevegung betheiligte, erwarb sich durch diese Mitarbeit das Recht, mit und neben den übrigen Staaten zu individueller Kraft emporzublühen. Im Alterthum konnten Sparta und Athen, Rom und Karthago nicht gleichzeitig bestehen; die Machtentfaltung des einen bedeutete den Untergang des anderen. In der Neuzeit finden Städte wie London, Newyork, Paris und Berlin auf Erden Raum genug zu gigantischer Entfaltung und jede einzelne würde durch den Sturz einer Schwesterstadt mehr verlieren als gewinnen. Der Römerzug, welchen der erste Napoleon in dem Wahn ausführte, daß eine kraftvolle Hand auch jetzt noch der Welt den antiken Stempel von Herrschaft und Sklaverei aufdrücken könne, scheiterte an dem starken Bollwerk der neuen Ordnung. Daß die Umwandlung der Idee von der Alleinberechtigung des mächtigsten Culturvolkes zu der einer Gleichberechtigung aller Culturvölker sich nicht in einem Tage vollzog, bedarf keiner Erwähnung. Wir alle wissen, daß dieselbe heute nach fast zweitausendjähriger, rastloser Arbeit keineswegs vollendet ist. Wäre sie es, das friedliche Einvernehmen zwischen den Großmächten würde minder oft durch das Schwerdt entschieden. So lange die kriegerische Uniform noch durchaus nothwendig ist, so lange die Tracht mit Hilfe derselben noch eine bleibende Stätte in der civilisirten Welt behauptet, so lange ist auch das Einigungswerk der Cultur noch nicht als abgeschlossen zu betrachten. Aber dennoch dürfen wir dankbaren Herzens constatiren, daß jene beengenden Volksscheidewände des Alterthums und Mittelalters längst zusammengebrochen sind und daß auch die Schranken, hinter welchen China und Japan sich noch verschulden, stark erschüttert wurden. Thatsächlich existirt nur noch der Unterschied zwischen gebildeten und ungebildeten Völkern. Gastfrei nimmt die Cultur jede Nation, die sich zu ihr bekennt, in ihren Kreis auf; sie läßt nur diejenigen draußen stehen, die zu schwach, zu unentwickelt sind, um eintreten zu können. Sobald auch sie sich kräftig genug erweisen, Hand ans Werk zu legen, wird auch ihnen Thor und Thür geöffnet. Sollte es möglich sein, alle uncivilisirten Völker auf die Bahn der Culturbevegung zu bringen, so würde auch die letzte Schranke fallen. Allein der Tag der Erreichung dieses Zieles steht noch in weiter Ferne.

Die Umwälzung, welche in dem Riesenrahmen der Welt in großem Maßstabe stattfand, geschah in ähnlicher Weise auch in den kleineren Bereichen der Länder und Städte. Nach heissen Bemühungen fielen aller Orten die Standes- und Sektenscheidewände und statt dessen bewog die Cultur alle diejenigen, welche direct an ihrer Bewegung sich betheiligten, sich um sie zu schaaren und in rascherem Tempo vorwärts eilend, sich von der langsam wandernden Menge abzufordern. Während ehemals körperliche Kraft, vornehme Geburt und Reichthum den Ausschlag für eine hohe Stellung gaben, traten diese Eigenschaften mehr und mehr in den Hintergrund und behielten nur noch dann Geltung, wenn sie sich mit geistigen Elementen verbanden. Und wie im allgemeinen Weltverkehr, so ward auch im Volks- und Stadtleben die allein giltige Eintrittskarte zu jenem umfangreichen Club, schlichtweg „die Gesellschaft“ genannt: die Bildung, und zwar die Bildung des gesammten Menschen, des inneren wie des äußeren. Alle anderen Vorzüge wurden ohne sie null und nichtig.

Und hat die Mode einen Antheil an dieser neuen Weltanschauung bekommen? Gewiß, und zwar einen sehr thätigen. Von dem Augenblick an, da sie, das Regiment antretend, ihre Residenz abwechselnd in Spanien, in Burgund, in Paris und während der Zeit des romanischen Stiles auch für eine kleine Weile in Deutschland aufschlug, hat sie niemals ihre Hände in den Schoß gelegt. Allzeit schaffend, spannte sie ihre Netze, dem Handel und Gewerbe zum Heile, nach allen Richtungen aus und leuchtete mit ihrer Madonnen Wunderlampe in jedes dunkle Eckchen der Erde, um einen neuen Anspus für ihre Bekleidungsformen zu erspähen. Aber ihr wesentlicher Zweck war dennoch nicht, ihre Anhänger mit möglichst kostbaren Anzügen zu erfreuen, sondern sie vielmehr als Träger der Culturbevegung ihrer Zeit, als Mitglieder der gebildeten Welt zu bezeichnen. Dem unter ihrem Einflusse stehenden alten Römer kam es in erster Linie, wie wir sahen, nicht so wol auf die Pracht, als vielmehr auf den schönen Faltenwurf und die tadellose Sauberkeit seiner Toga an, durch die er seinen Standpunkt auf der hohen Stufe griechischer Bildung zu bekunden suchte.

Und so ist es geblieben; die Mode hat jederzeit das Innenleben des Menschen mit seinem Dichten und Trachten, seinen Licht- und Schattenseiten in ihren Bekleidungsformen abgebildet. Als einer Psychologin ersten Ranges ist es ihr gelungen, uns eine Reihe von culturgeschichtlichen Bildern zu zeichnen, die Punkt für Punkt mit unparteiischer schonungsloser Wahrheitsliebe die Wandlungen des Zeitgeistes mit seinen Fortschritten auf der rechten Bahn und seinen hundertfachen Verirrungen charakterisiren. Sollten alle anderen Urkunden zu Grunde gehen, diese werthvollen Blätter würden uns helfen, einen großen Theil des Verlorenen wieder aufzubauen. Genügt nicht schon z. B. der Anblick einer Allongeperrücke, um uns die pompstüchtige, phrasenhafte Selbstgefälligkeit der Zeit Ludwig XIV. mit ihren steifen, würdevollen Formen anschaulich zu vergegenwärtigen? Erzählt diese großmächtige Haarzier mit ihrem sichblonden, hochgetürmten, auf Brust und Nacken hinabwallenden Lodengekränzel nicht mit deutlichen Worten, worauf jene seltsame Zeit den größten Werth legte? Ihr Träger hatte sein Haupt mit gravitätischer Ruhe zu halten, jede freie Bewegung, jedes lebhaftes Auffahren sorgsam zu vermeiden und auf ein gelegentliches, behagliches Anlehnen ein für alle Mal zu verzichten. Unser freiheitsbedürftiges Geschlecht würde solchen Zwang unerträglich finden. Damals aber opferten Höflinge, Magistratspersonen und Gelehrte willig hundert von Thalern, um ihren Mitmenschen

durch ihre äußere Erscheinung zu imponiren, und nur einige wenige, die wie der große Staatsmann Condé über ihrer Zeit standen, verschmähen es, jenes Prachtexemplar der Perrücken oder eines seiner vielen billigeren Nachbildungen zu tragen. Auch die Gattinnen jener Männer legten sich durch eine zwei bis drei Fuß hohe, mit Blumen, Bändern und Geschmeide aller Art belastete Haarfrisur einen Zwang auf, den unsere Damen nicht dulden würden. „Die Herzogin du Maine erliegt unter dem Gold und Edelgestein,“ schrieb Frau von Maintenon. „Ihr Kopfsputz wiegt schwerer als sie selbst.“

Und ist das Costüm der Rococozeit mit seinem Puder und seiner Schminke, seinen hochgebauchten Keisfröden und tofetten Röckchen, seinen tausenderlei wunderlichen verknüpfelten Zierrathen und Schnörkeleien, seinen unablässig von einem Extrem ins andere fallenden Haartrachten, seiner maßlosen Fuchsjucht und seiner egoistischen Eitelkeit nicht ebenfalls charakteristisch? Zeigt es uns nicht mit beunruhigender Klarheit die Leichtfertigkeit und die Verblendung jener Zeit, die nur auf das eigene Vergnügen bedacht, kein Auge für das entsetzliche Elend der unteren Volksschichten hatte und ahnungslos tändelnd sich einen Lustgarten anzulegen wähnte, während sie doch in Wahrheit ihr eigen Grab grub?

Die Revolutionszeit mit ihren Schrecknissen, die mit ihren verheerenden Gewitter-Schloßen Gutes und Böses, Unkraut und blühende Saaten niederschmetterte, hat das Alles fortgerafft. Das Bild, das die Mode jetzt zu zeichnen beschäftigt ist, wird ein anderes, ob aber ein besseres, lichtvolleres, das werden unsere Nachkommen klarer beurtheilen können, als wir, die wir inmitten, nicht über dem Getreibe unserer Zeit stehen und uns einen weiten Ausblick nach allen Seiten nicht verschaffen können. Aber so viel steht fest, daß die Mode-Wandlungen unseres Jahrhunderts eingreifender Art sind. Die männliche Kleidung ist in ihren Grundzügen kaum wiederzuerkennen. Wo sind die mit Goldstickereien, Treppen, Borten und Bandschmuck überladenen Röcke, die reich ausgestatteten wammartigen Aermelwesten, die engen Anziehsosen, die mit hohen rothgefärbten Hacken versehenen Schuhe, die vielen Schnallen und Agraffen, die Schminken, Schönheitspflasterchen und Pelzmüssen unserer Ur-Urgroßväter geblieben? Alle diese Dinge sind wie weggefegt, und so wenig unsere jetzige Herrenmode auch den Regeln der Schönheit entspricht und so sehr ihr auch die Fähigkeit fehlt, unseren geselligen Vereinigungen den ihnen gebührenden Stempel der Festfreude zu verleihen, wir dürfen doch diese Umwandlung dankbar als eine segensreiche begrüßen. Die ersten Anforderungen der Zeit, welche eine erhöhte, fieberhaft pulsirende Arbeitsthatigkeit auf allen Gebieten hervorrufen, zwingen den Mann, sich durch die Sorge um seine Bekleidungsart keine seiner werthvollen Minuten rauben zu lassen. Schnitt und Stoff beanspruchen kein Nachdenken, die Umfertigung kann Professionisten überlassen werden; der Anzug ermöglicht eine freie, ungezwungene Bewegung und doch verbürgt der stark sichtbare Einfaß des weißen Hemdes, daß die berechnete Gleichgiltigkeit gegen den Anzug nicht in Unordnung und Unsauberkeit ausartete.

Da die Frauenwelt nur in geringem Maße in die Haft dieses Arbeitstrudels hineingerissen ist, so hat sich ihre Kleidung lebensfreudiger und farbenprächtiger erhalten. Sie hat ihre Lust an mannigfadem Wechsel nicht eingebüßt. Und ist sie deshalb zu tadeln? Mit Recht sagt Professor von Zfiring in seinem anregenden Werke: „Der Mensch liebt die Veränderung; er muß von Zeit zu Zeit etwas Neues sehen und erleben, wenn er frisch bleiben soll, und dieser Trieb steigert sich mit der fortschreitenden Cultur. Der Gebildete ist unstäter, veränderungsbedürftiger als der Ungebildete; er verlangt ewig neue Anregung, neue Eindrücke, wenn ihm das Leben nicht scheu werden soll, und dieser Charakterzug bewährt sich bei Individuen, so auch bei Völkern.“ Und deshalb wollen wir es der Mode danken, daß sie uns das erdrückende Gleichmaß der Tage durch bunte Bilder zu erleichtern weiß. Sie verlangt nie und zu keiner Zeit eine sflavische Unterordnung unter ihre Vorschriften; die Extravaganzen der Mode mitzumachen, widerspricht dem guten Ton, der feinen Sitte. Nur ein ungebildeter Sinn verfehlt die Grenzlinien, die seine Individualität ihm für seine Bekleidungsform vorschreibt und wählt aus der Fülle der dargebotenen Gaben Unschönes und Geschmackloses. Jede Klage über die Ausschweifung der Mode trifft uns selbst, trifft den Charakter unserer Zeit, zu dessen Gestaltung ein Jeder von uns sein Scherflein beiträgt. Und deshalb sollte kein Mensch gedankenlos in das Füllhorn der Mode greifen. Jede Wahl wird gebücht!

Die ernste Bedenklichkeit der Mode wird selten erkannt; die Annehmlichkeiten, die sie der Gesellschaft gewährt, liegen sichtbar auf der Hand. Wer sich mit Takt und Geschmac, frei von jeder Maßlosigkeit, ihren Anforderungen anpaßt, der fühlt sich in der ganzen civilisirten Welt wie zu Hause. Er fällt nirgends auf und dennoch erkennt jedes Gesellschaftsglied auf den ersten Blick seine Zugehörigkeit zu seinem Kreise. Niemand quält ihn das Unbehagen, welches die alten Egyptianer und Perser auf Schritt und Tritt verfolgte, wenn sie die Grenzen ihres Vaterlandes verließen. Sein Kleid — oder vielmehr die feine Art, wie er dasselbe trägt — stempelt ihn zum Weltbürger oder zur Weltbürgerin. Die Mode stellt ihm einen Paß aus, der in jeder Stadt, in jedem Staat seine Geltung hat.

Daß in dieser Absonderung der gebildeten Gesellschaft von der ungebildeten eine gewisse Härte liegt, wer wollte es bestreiten? Aber die Mode sucht dieselbe wenn nicht aufzuheben, so doch zu lindern, indem sie ihre Erfindungen nicht ausschließlich auf den Gesellschaftskreis beschränkt. Ein aufmerksamer Beobachter wird leicht erkennen, wie die Modeerzeugnisse von der Herzogin bis zur Handwerksfrau hinab einfallen, der sie für die gebildete Welt unbrauchbar macht. Aber nach dieser Wanderung haben sie ja die von ihnen geforderten Dienste geleistet und können unbedenklich aufgegeben werden, zumal sie bei ihrem Uebergang in die tieferen Regionen des Volkslebens Etwas von der feineren Lebensweise der tonangebenden Stände mit sich führten. Solche Elemente fallen hier und dort auf günstigen Boden und erleichtern den durch Geburt und Stellung benachteiligten Gliedern der unteren Classen das Aufwärtssteigen und den Zutritt in den Kreis der Culturbevegung. Würden die verschiedenen Stände durch eine feste Trachtsschranke getrennt, so wäre manchem fähigen, strebsamen Geiste der Weg zu der

Gesellschaft von vornherein verschlossen. Nicht die Bildung, sondern nur die Geburt würde in diesem Falle den gesellschaftlichen Maßstab geben.

Und so ist die Mode nicht etwa eine Gewaltherrscherin, eine Tyrannin, wie Professor von Ihering meint. Sie hat ihre Krone nicht geraubt, sondern rechtsgiltig erlangt. Sie verdient nach dem Recht, der Moral und der Sitte als eine Stütze der Weltordnung geschätzt zu werden.

Maurus Jókai über die Liebe.

Von Adolph Kohnt.

Der berühmte ungarische Romanschriftsteller Maurus Jókai veröffentlichte vor kurzem ein inhaltreiches Buch unter dem Titel: „Das Echo von vierzig Jahren.“

Es gibt ein Element, welches über Alles erhaben ist, den gesunden Menschenverstand beherrscht, die Logik besiegt, die Könige und Völker unterjocht, Leben gibt und nimmt und Niemand begnadigt; eine Macht, vor welcher die Mathematik als Wissenschaft nicht Bestand hat.

Die Liebe! — Sie ist eine Zeit, gestohlen dem Paradiese; ein Himmel, an welchem die Sonne nie untergeht! Ein kurzer Monat, dessen zauberhafte Freuden die Lajien und das Glend und die Mühseligkeiten eines langen Lebens wett zu machen im Stande sind!

Weißt du, was die Liebe ist? Ein Despot und der Bundesgenosse eines Sklaven. „Sei du der Despot, ich werde der Sklave sein.“

Der Dichter Dante hat unter den Höllenstrafen, die er uns vorführt, die eine vergessen! Die Qual des liebenden Weibes, welches den Mann, der der ihrige hätte sein können, in der Fülle seiner Glückseligkeit in den Armen einer anderen erblickt.

Die Natur hat in das Herz der Mädchen den Trieb gepflanzt, daß sie neugierig sind, den Mann, welcher sie interessiert, beim Trinken zu beobachten. Der Wein ist wie ein Mikroskop; in hundertfacher Vergrößerung zeigt er alle jene Leidenhaftigkeiten, welche die Grundlage des männlichen Charakters bilden.

Es ist schon oft geschehen, daß ein weibliches Wesen sich in einen Mann verliebt hat, als er von leichter Trunkenheit umfungen war.

Was der König David in 150 Psalmen ausdrückt, das spricht bei einem liebenden Paar ein Seufzer aus, und das Liebesgeständniß, welches die Dichter in einem ganzen Band voll Verse aussprechen, drückt bei ihnen ein einziger Blick aus.

Glaube und Hoffnung werden zu nichts und sterben dahin, aber die Liebe bleibt bestehen und überlebt ihre beiden Geschwister.

Luzifer blieb im Paradies, — Eva aber irrt außerhalb des Paradieses herum!

Die Liebe ist werthvoller als alle Schätze. Sie ist ein Diamant, den selbst Könige nicht kaufen können! Sie ist eine ganze Welt, und doch kann man sie mit zwei Armen umfassen.

Die Wonne der Liebe empfindet sich nicht nur im Glück des Beisammenseins, sondern auch im Trennungsschmerz. Der Kuss ist auch dann süß, wenn er nur ausgedacht ist und aus der Ferne kommt, wenn er bestimmt erwidert wird.

Der Verlobungsring ist die einzige unauslösbare Wahrheit auf Erden, welcher keinen Anfang und kein Ende hat. Das einzige und stets heilige Symbol! — Als Pfand unauslösbare und als Fessel unauslösbare.

In das Herz einer liebenden Frau kann man keine so schwere Fluth von Bitternissen lenken, daß diese im Stande wäre, das Süße darin ganz auszutilgen.

Welche unermeßliche Höhe und Tiefe ist die Liebe einer Frau! Es schwindelt Einem, wenn man lange hineinblickt.

Die Natur hat die Frau so herrlich ausgestattet, daß oft auch ihre Sünde schön erscheint. Sie ist eine Fee, die durch Glückseligkeit tödtet, eine Göttin, welche nicht allein sich huldigen läßt, sondern auch selbst huldigt.

Was Alles können die Lippen einer Frau erzählen, wenn sie verschlossen sind! Wer die bewunderungswürdigen Hieroglyphen stubirt hat, die jene umzuden, wird finden, daß dieselben aus den Schlangenumwindungen einer einzelnen Schönheitslinie entstehen.

Literarische Tagebuchblätter.

I.

Der ehrliche Thomas Gray, seiner Zeit Professor der Historie zu Cambridge und vielgefeierter Lyriker, behauptete allen Ernstes, „es gäbe keinen ganz unentdeckten Begriff von den Freuden des Paradieses, wenn man, bequem auf das Sopha hingestreckt, einen neuen Roman läse.“

sein, er entgeht um deswillen seinem Schicksal nicht, gelegentlich von der kritischen Erbweisheit in Fesseln gerissen zu werden. In Fesseln — nach „allen Regeln der Kunst.“

Seltame Erscheinung! Sie gibt zu denken. Die mißhandelten Autoren, denen kein Billigdenkender einen gewissen Ingrim über die schöne Behandlung ihres Geisteskinde verargen mag (man ist doch einmal Vater und lebt des Bewußtseins, bei der Ausbildung des in die Welt geschickten Sprößlings sein Bestes gethan zu haben), die mißhandelten Autoren, sage ich, sind zumeist geneigt, der Kritik einen Mangel an Gewissenhaftigkeit und einen Uebersehungsfehler Subjectivität beizumessen.

„Wer uns am strengsten kritisiert? Ein Dilettant, der sich resignirt.“

Oder in besonders galliger Stimmung suchen sie ihre Genugthuung in jener Art factastischer Betrachtung, die Alfred de Musset dem oft recht unjauberen Treiben seiner Kritiker zuzuwenden liebte:

„Süß ist es einem mißgebornen Geist, Der herb empfinden mußte seine Schwäche, Wenn er die Andern frech herunterreißt, Damit er so die eigene Thunmacht räche. Von Freunden Ruhm-Erfolg lehrte man nach Haus Und zieht gemächlich seine Stiefel aus, Zerhackt den Mann dann, mindert seine Ehren, Eilt über ihn das Tintenfaß zu leeren. O glücklich, wer in einem Winkelblatt Das Vorrecht, — Alles zu verneinen hat!“

Sollte eine „Kunstkritik,“ wie sie der geniale französische Romanistiker in diesen Versen brandmarkt, auch wol bei uns, dem „Geschlecht von Denkern und Kritikern“ zu finden sein? Oder verdienen wir noch immer jenes schöne Lob, das einst der Verfasser von „Maltravers“ uns spendete, „tief zu sein im Urtheil, aufrichtig im Tadel, großmüthig in der Würdigung?“

Aber jener Mangel an dankbarer Empfindung für den Dichter, der seinem Volke ein geistig geborenes Kunstwerk geschenkt; jenes fast feindliche Ergreifen desselben, um es unter das kritische Secirmesser zu schleppen; jenes oft so verletzende Bekritteln, Zerhacken und Verurtheilen, — Erfahrungen, die unsere Dichter und Schriftsteller zu ihrer tiefen Depression täglich machen können — wie soll man sich diese erklären? Wo ihre Motive suchen?

Doch wol eben da, wo schon Schiller und Goethe, lange vor uns jene Art von kunstmeißerlicher Mißkritik tadelnd sie suchten: in der Neigung des Deutschen, den strebenden Künstler nicht aus der Erkenntniß seines innersten Wesens, seiner künstlerischen Intentionen und Ziele heraus zu beurtheilen und zu würdigen, sondern ihn in das Prokrustesbett einer vorgefaßten ästhetischen Meinung zu spannen und ihm, sobald er da nicht hinein paßt, kritische Gewalt anzuthun.

„Aber man muß doch das Schlechte und Eitlle in der Kunst bekämpfen! Darf doch die Stümper und Selbstgefälligen nicht gewähren lassen!“ — Gewiß nicht! Aber wie kämpft eine echte und gerechte Kritik? Doch nur nach der bekannten Ordre, die ein großer Künstler (und ebenso großer Kritiker) für sich und die Seinen erkliß: „Thörichtem, Eingebildeten schlägt die Kritik die Waffe aus der Hand;

Willige schont sie, bildet sie; Muthigen tritt sie rüftig, freundlich gegenüber; vor Starren senkt sie die Degen Spitze und salutirt.“

„Vor Starren senkt die Kritik die Degen Spitze und salutirt.“ Ich thue dasselbe vor dem Verfasser eines vorzüglichen Buches, dessen Lectüre ich heute in innerer Bewegung beendet habe. Hans Poppen's Tiroler Geschichte „Brennende Liebe“ ist das Werk hoher dichterischer Kraft und künstlerischer Weisheit; die Aufgabe des Poeten (wie jedes Künstlers): „das Wahre in schöner Form auszudrücken,“ erscheint in demselben in bewunderungswürdiger Weise gelöst.

Und der Stoff, die Fabel? So eigenartig ergreifend wie möglich: ein trefflich beanlagtes, lebenswerthes Mädchen, mit der Aussicht auf eine geachtete, beglückte, von der Liebe eines wackeren Mannes getragene Existenz, aber mit exorbitanter unheilvoller Neigung zum Weingenuß (in Tirol keine seltene Mitgift ins Leben) tritt, ehe sie sich das Glück jenes ersehnten Liebes-Lebens gönnen will, mit tiefer seelischer Inbrunst in den Kampf mit jener dämonischen Erbanlage; wird in diesem Ringen nach Befreiung durch eine wahrhaft tragische Verkettung der Umstände gehemmt, in die alten Versuchungen zurückgeworfen; rafft sich wieder und wieder auf, um von Neuem in ihrer Kraft gelähmt, in ihrem Wollen verwirrt zu werden; verliert in diesem ungleichen Kampfe mehr und mehr das schöne sittliche Gleichmaß; geirrt sich, immer wieder hoffend, der stärkenden Einwirkung des nun doch vor beendeten und bestandenen Kampfe erklärten Verlöbnißes und muß endlich unter dem verhängnisvollen Einfluß äußerer Wirkungen ihr Lebensschifflein gerade dort scheitern sehen, wo sie nach all' dem Sturm und Wogenbrang die Ruhe des sicheren Hafens erhofft hatte.

Die Bewunderung des Lesers, die meinte wenigstens, richtet sich bald auf die hohe Kunst der Erzählung, die uns Alles das aus Innigste miterleben und miterleiden läßt, bald auf die Feinheit und Tiefe psychologischer Erkenntniß, die gar keinen Zweifel an der inneren Wahrheit der Geschichte bildet, bald auf die unvergleichliche Charakteristik der handelnden Personen, die, ob auch in die Sphäre der Poesie erhoben, so wahrhaft leben, wie je Menschen auf den Alpenhöhen Tirols geathmet haben, und die Seele des Lesers erlabt sich endlich an der erschütternden aber reinigenden Endwirkung, die ihr die gewaltige Handlung als letzte Frucht hinterläßt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heirathsantrag.

(S. die Illustration auf der Titelseite.)

„Ein verunglückter Heirathsantrag,“ sagt Balzac, „ist unter den bösen Erfahrungen des Lebens die allerböseste und deprimirendste. Gegen die warme Aufwallung des Herzens und den Einfluß seiner ganzen Person hat man nichts eingetauscht als eine nie zu vergessende Beschämung!“ — Diese böseste Erfahrung macht eben der schädigste Bewerber auf unserem Bilde. Wer hätte das gedacht! Der alte Oberst z. D. hat nicht einmal die Rücksicht beobachtet, seinen bequemen Schlafrock abzulegen; hat den blöden jungen Mann kaum ausreden lassen; hat seine Tochter, das angebetete Ideal des liebenden Jünglings, eine Gans genannt, die von Rechts wegen noch in die Strickschule gehöre (für die hübsche Lauscherin recht angenehm zu hören!); ist auf die blöde Gegenrede des jungen Mannes endlich pöternnd vom Stuhl ausgefahren und hat den Bestürzten angeschrien: „Herr, wie können Sie an Verloben denken? Sie haben ja noch nicht einmal Ihr freiwilliges Jahr abgemacht!“ — Verzweifelte Situation! — Ob die Intervention der klugen Mutter noch etwas fruchten wird, — es steht zu bezweifeln. Man kann dem unglücklichen Bewerber nur wünschen, daß er erst mit guter Manier zum Zimmer und zum Hause hinaus sein möge.

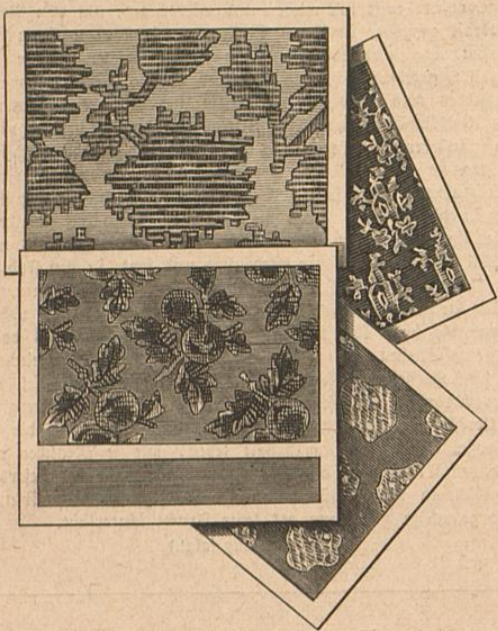


Das diesjährige Programm der Mode erscheint geradezu unter dem Motto: „Erlaubt ist, was gefällt!“ Neben all den neuen Geweben für Kleider, Confectionsartikel, Besätze, neben neuen Dessins und Farben läßt sie den bereits bekannten, uns lieb gewordenen Stoffen und Nuancen gleiche modische Berechtigung zu Theil werden, so daß die alte Sentenz „chaacun à son goût!“ Thatfache wird.

Rajshmir, voile, virginie, wollene Crèpestoffe, Bisonbatist, Bijoucrèpe, englische Melange, wollener Körper, foulé, indischer Rajshmir, gerippte Stoffe, Ottoman, soleil, epingle stehen in Bezug auf das Gewebe zur Auswahl. Eine gleiche Freiheit gestattet die Farbentafel, denn die Scala ihrer Tönungen ist geradezu unerhöplich, freitich auch in den meisten Nuancen fast undefinirbar. Auch wird eine einzelne Farbe nicht bevorzugt; denn kaum bemerkenswerth unter der Fülle ist das wiederum in Aufnahme gekommene beige, sowie die grauen und graugrünen Töne.

An Bedeutung gewonnen haben die in früherer Saison bereits * Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

mit Glück verarbeiteten changeant-Stoffe; während sie vordem nur in uni im Handel waren, sieht ihnen nun die hübsche Variante in broché zur Seite und beide Stoffe zusammen geben einen allerliebsten Effect. Ueberhaupt liegt in der Zusammenstellung zweier und dreier verschiedener Stoffe immer noch der charakteristische Zug der Mode, die Toiletten vielseitig zu gestalten und nirgends eine Monotonie zuzulassen. Nur scheinbar luxuriös hat diese Richtung der Mode vielmehr sehr bedeutende Vorzüge: mit geringen Mitteln lassen sich ältere Toiletten vortrefflich verjüngen; das Geheimniß des Erfolges liegt nur in der richtigen Wahl von Stoff und Farbe. Toiletten von uni, volle und virginie z. B. finden das beste Assortiment in den brochirten Stoffen gleichen Genres, die in jeglicher Farbe — es ist nicht zu viel gesagt — von der Industrie geliefert sind. Da gibt es grauen Fond mit schwarzgrau schattirten brochirten Dessinsfiguren, hangirende volle mit einfarbigen absteichenden Zeichnungen, grünen, blauen, braunen Fond mit buntem broché, seru mit Braun, Marineblau mit Roth, Grau mit Weiß u. s. w. u. s. w. In allen Stoffen ist für das größere broché-Muster das vegetabilische Ornament vorwiegend; die kleineren Dessins begnügen sich mit der Zeichnung von Blättchen, der heraldischen Lilie, der Pyraform, kleiner Pastillen und, last not least, des Würfels oder verstreuter, verschobener Quadrate. Die Zeichnung von Früchten muß als vereinzelt constatirt werden, ein Gleiches gilt von den gestreiften Dessins wie von den figuralem Motiven (s. Abb. 1—4). Zumeist sind die broché-Stoffe Wolle in



1—4.

Wolle gearbeitet; um die Wirkung der Nuancen zu erhöhen, finden sich in einzelnen broché-Mustern Seidenfäden als hellster Ton, doch sind diese Gewebe, wie bekannt, unpraktisch, weil weniger haltbar, auch verliert die Seide beim Tragen schnell das Ansehen.

Den eleganten Frühjahrscoiffuren ist wie bisher stets die Seide vorbehalten. Faillie, failletine, changeant sind die bekanntesten, dazu kommen nun faille glacée (mit leicht hangirendem Ton) und tafetas chiné, welchem letzteren eine besondere Beliebtheit prognosticirt werden darf. Er bildet ein leichtes glänzendes Taffetgewebe mit feinen Längstreifen und zartem absteichenden chiné-Desin kleiner Façon, meist Blumen und Blätter in zwei und mehr Farben. Toiletten dieses Stoffes werden durch faille glacée ergänzt und erhalten durch Hinzunahme von Spitzen gezeigerte Eleganz; scharf contrastirende Nuancen, z. B. schwarz und rosa, cerise und crème, olive und rosa, abricotfarben und burgunderroth, bringen hierbei den Modegeschmack am meisten zum Ausdruck.

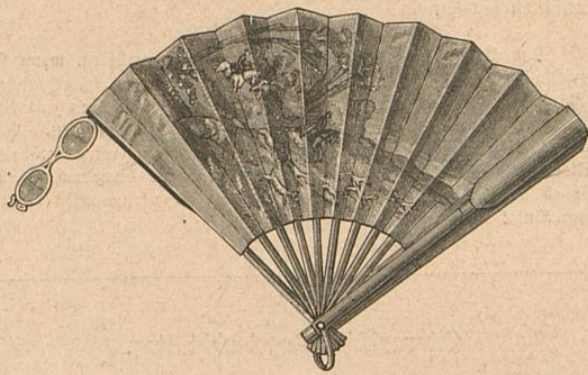
Wie in den Stoffen der Mannichfaltigkeit weitester Spielraum gelassen ist, so ist er es auch bezüglich der Arrangements der Coiffuren und der Garniturartikel. Die Stoffe und Arrangements ausführlicher zu charakterisiren bleibt für den nächsten Bericht vorbehalten; betriebs der Garnituren sei zunächst hervorgehoben, daß Treppen, Ligen, Vorten, breite, starke Soutache, Sammet, Sammetband, ausgeschlagene Arabestrestreifen aus Sammet, Chenilleborten und Franzen, gemusterte Stoffe und schließlich Spitzen ebenso wie Perlen, Jet, Grelots und Pampilles die Kunst der Mode genießen. Für junge Mädchen und Kinder werden namentlich die Garnituren aus Bändern und Ligen bevorzugt; letztere vermitteln eine ebenso jugendliche wie reizende Wirkung, wenn eine Schattirung darin abgedrückt wird, oder wenn zwei verschiedenfarbige Ligen miteinander abwechseln, wie z. B. grau und weiß auf grauem Bifonstoff, oder blau und roth auf grauem Tuch. Bei einer Verwendung von zwei und drei Stoffen verbietet sich im Allgemeinen die Hinzunahme dieser Artikel; Ausnahmen finden allerdings statt, doch sehen sie einen feinen Geschmack voraus, der dem Zubiel durch die Kunst des Arrangements vorzubeugen weiß.

Die Statistik hat die traurige Gewißheit geliefert, daß unser Klima in jedem dritten Tage uns einen Regentag beschert. Was liegt da näher, als bei Beschaffung der Frühjahrs garderobe auch zugleich der schirmenden Gegenstände zu gedenken, die dem hoffenden Herzen zugut immer noch den tröstlichen Titel „en tout cas“ führen, wenn auch die Mode sie bereits voluminöser gestaltet hat. Ihre Größe erreicht fast diejenige des Regenschirms, ihre Bezüge sind aus seidnem Körper braun, grün, roth, blau hergestellt, demgemäß auch die Futterale, nur ihre Griffe weichen in Bezug auf Material und Construction von den eigentlichen Regenschirmen ab, ein Beweis, daß sie das Anrecht auf Verwendung bei Sonnenblicken nicht aufgeben. Hierbei macht sich wieder einmal die Hartnäckigkeit der Mode bemerkbar.



5—8.

Die Vorliebe für Früchte sind in Darstellung einer naturgetreu aus gebeitem Elfenbein nachgebildeten Walnuß mit erbrochener Schale und ebenso einer gepflanzten Kastanie bekundet. Aus Walroß, einem neuen Material für derartige Kunstschneiderei, ferner aus verfilbertem Metall, aus Porzellan, glattem Elfenbein, gebeitem Holz sucht man auch sonst noch hübsche und handliche Schirmgriffe herzustellen (s. Abb. 5—8). Eines ganz praktischen Fächers nebst Lognon sei noch mit Abb. 9 gedacht, der beide oft unentbehrliche Requisiten vereinigt. Das mittelst Charnier an dem Fächer befestigte Lognon findet zugleich seinen



9.

Versteck in einem entsprechenden Spalt des Holzfächers, der im Uebrigen mit einer seidnen Bekleidung versehen ist. Eine derartige Vorrichtung zur Aufnahme des Lognon's läßt sich an jedem Holzfächer anbringen.

Bezugsquellen für Schirme, Fächer: Modebazar Gerson, für Frühjahrsstoffe: Modebazar Gerson und S. Lissauer, Margrafenstraße 57.

Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. März.

Fig. 1. Promenadenkleid. Der 210 Cent. weite Rock aus grauem Tuch ist am unteren Ende mit einer 10 Cent. breiten Plisseeisir garnirt und oberhalb derselben auf den Vorder- und Seitenbahnen mit einem nach Abb. in je 4 Cent. breite Säume eingenahten Luchtheil ausgestattet, welchem ein 20 Cent. breiter Sammetstreifen aufliegt. Ein schräg arrangirter eharpeartiger Theil, sowie ein reich gefalteter, in der Weise der Abb. umgelegter hinterer Garniturtheil vervollständigen den Rock. Die Jacke aus Tuch ist mit einer Weste, mit einem Kragen und Armebündeln von Sammet verbunden und mit Rosetten von Chenille verziert. Hut aus Filz mit Sammet und Federn garnirt.

Fig. 2. Promenadentouillette. Der theils aus modifarbenem Damast, theils aus reps ottoman hergestellte Mantel ist mit einem gleichfarbigen Seidenfutter versehen, mit Chenillefranze ausgestattet und mit einer Schleife von Atlasband geschlossen. Kleid aus schwarzem satin merveilleux und Sammet. Hut aus rothbraunem Sammet und Chenillestoff.

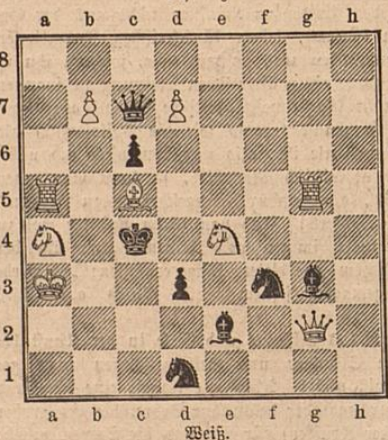
Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 25.

Eine Dame, die sich bei einer Freundin auf dem Lande, welche als geschickte Rechnerin bekannt war, zum Besuch befaß, erzählte dieser, daß sie ein Glaschränken mit überaus zierlichen Nippesfiguren als Geschenk erhalten habe. „Wie viel Figuren sind es im Ganzen?“ fragte die Freundin und erhielt die Antwort: „Ich will einmal Deinen Scharfsinn auf die Probe stellen, indem ich Dich ersuche, aus folgenden Angaben die Zahl, die Du wissen willst, zu berechnen. — Das Schränkchen hat 4 Abtheilungen, die eiegenartig übereinander stehen. Jede Bodenfläche der oberen 3 Räume ist ein in gleichviel Felder getheiltes Viereck; diese Vierecke sind von verschiedener Felderzahl. Die Bodenfläche des untersten Raumes hat 7 Felder weniger als ein Viereck. Im Falle die Bodenflächen des zweiten oberen und des untersten Raumes vollständig mit Figuren besetzt sind, die beiden anderen Räume aber leer sind, kann ich folgende Aenderung der Aufstellung machen. Ich nehme so viel Figuren, als auf einer Seite des oberen zweiten Vierecks stehen und stelle sie in das obere erste hinein, so daß stets eine Figur auf einem Felde steht. Hierauf nehme ich eine Anzahl Figuren des untersten Raumes und fülle damit wiederum die geleerte Seite des zweiten oberen Vierecks. Demnach stelle ich die Hälfte der Figuren, die sich im untersten Raume noch befinden, in das oberste Viereck. Endlich nehme ich den Rest der Figuren des untersten Raumes nebst sämtlichen des zweiten Vierecks und stelle sie in das dritte Viereck hinein. Alsdann ist das oberste und das dritte Viereck vollständig mit Figuren besetzt, dagegen ist das zweite obere Viereck und die Bodenfläche des untersten Raumes leer.“

Wie viel Figuren enthält das Schränkchen? Wie sind die Aufstellungen gemacht worden?

Schach.

Aufgabe Nr. 123.
Von E. Pradignat.
Schwarz.



Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 121 Seite 48.

- 1. T e 8 — c 8. Schwarz.
- 1. S c 5 n. d 3. Weiß.
- 2. S c 7 — e 6 matt. A.
- 1. A.
- 1. Schwarz.
- 1. Beliebige anders. Weiß.
- 2. D. S. L. matt.

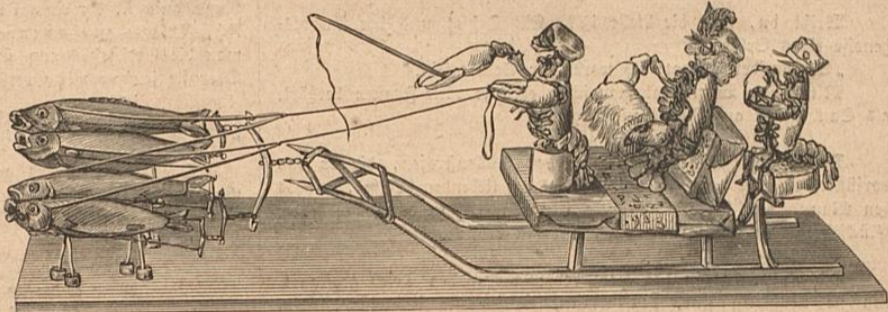
Schach- und Spiel-Correspondenz.
Hr. Emile Heusinger und Herr N. Solmitz. In Nr. 118 geschieht auf 1 D b 3 — d 5, L e 8 n. e 6, worauf kein sofortiges Matt erfolgen kann.

da der Käufer die Dame festset. — C. E. Müller. Für dieselbe Aufgabe hat nur 1 D b 3 — c 3 Erfolg. Auf D b 3 — b 2 hindert K f 6 n. e 6 das Matt. — Hr. Jenny v. Hautville. Ebenso, wenn 1 g 4 — g 5 f, L h 6 n. g 5; 2 D b 3 — f 3 f bedt z. B. S g 2 — f 4 das Schach. — Max Steffl. In Nr. 119 ist 1 L e 8 — c 6 erfolglos wegen K f 5 — e 6, ebenso 1 L e 8 — f 7 wegen K f 5 n. e 4. — Oscar Hofmel. Ferner auf 1 f 6 n. g 7 hindert K f 5 — e 6 das Matt für den nächsten Zug. Ueber Nr. 118 bitte oben zu vergleichen. — Lorenz Arnold. In Ihrer Bemerkung zu unserer Rectification von Nr. 116 übersehen Sie, daß D g 6 — g 5 nicht mattsetzt, da die Bauern nicht rückwärts schlagen. — A. Findeisen. In Nr. 119 nach 1 D g 3 — f 4 f, K f 5 — e 6, 2 L e 8 — d 7 geschieht K e 6 — d 6. — Richtige Lösungen erhalten von Herrn D. Kelling (Nr. 116), vom Schachstränken in Wolfenbüttel (Nr. 117 und 118), Hr. Helene Hausmann und C. Althoff (Nr. 118), F. Paulsen (Nr. 119), Frh. Geiselstein (Nr. 118 und 119), Hr. Fanny Hübsch, Louise Kreitner, Herrn Heinrich Seibitz, C. R. in Mosbach (Nr. 120), Hr. Rosa Pabst (Nr. 119 und 120), Hugo Kellner (Nr. 119). — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben und Räthsel erhalten von Hr. Gisella Wolnisch, Josephine Pfah, Louise Kreitner, Herrn R. Pfeiffer und D. R. v. B. in Rudolfsberth.

Auflösung des Nebst Seite 64. Chinese.

Correspondenz.

Haushalt und Küche. Zur Zeit unserer Großmütter genoß man Früchte und Gemüse nur in der Jahreszeit, in der die Natur sie servirte und nur in sehr reichen oder vornehmen Häusern brachte man, ohne sich um die Jahreszeiten zu kümmern, Pfirsiche im Januar und Spargel zur Winterzeit auf die Tafel. Wie anders in unserer erfindungsreichen Zeit! Frucht- und Gemüse-Conserven sind jeder Hausfrau unentbehrlich geworden. In erster Linie haben es unsere vaterländischen Conserver-Fabriken verstanden, durch vorzügliche Leistungen eine dominirende Stellung auf dem Weltmarkte zu erringen und durch Verbesserungen und sinnreiche Methoden zu behaupten. In neuerer Zeit erregte die Conserver-Fabrik der Geschwister Braun in Dojanowo (Prov. Posen) die Aufmerksamkeit kompetenter Fachkreise durch ein verbessertes Verfahren, das, als vorzüglich anerkannt, den Genannten auf neueren Ausstellungen mehrfach Prämierungen eintrug. Das Charakteristische dieser Methode ist, daß die Früchte nicht überhitzt sind, keinerlei Beinträchtigung des Wohlgeschmacks erfahren und den verwöhntesten Feinschmecker befriedigen. Der Katalog der Geschwister Braun, der auf Verlangen gratis und franco verandt wird, weist überdies solche Preisnotirungen auf, daß es sich für Hausfrauen empfiehlt, ihren Bedarf von Conserven danach zu wählen, weil sie billiger dabei fortkommen, als durch die große mit erheblichem Risiko verbundene Mühe der Selbstherstellung von Conserven. Es sei bei diesem Anlaß darauf hingewiesen, daß auch die Fabricirung von Gänseleber-Pasteten, deren Güte bei bedeutend billigerem Preise den Straßburgern gleich kommt, von den Geschwister Braun schwunghaft betrieben wird. Hausfrauen, die das neue Conserverungs-Verfahren sich aneignen wollen, erfahren die Methode aus einer Broschüre: „Die Geheimnisse des Früchte-Conserverens“, die von den Geschwister Braun in Dojanowo gegen Einzahlung von 3 Mark zu beziehen ist. — **Wassische Tafelherze**, als Menu-Wassische, sind die neueste kulinarische Errungenschaft. Statt der altherkömmlichen Blatte, auf der man die Butter in Gestalt eines Lämmchens mit Pfefferkörnern-Augen, umgeben von diversen in- und ausländischen Käseforten, präsentirt, erscheinen jetzt als Schlussspunkt der Speisefarte humoristische, mit kulinarischem esprit componirte plastische Gruppen. Ein vogel ist ein Holzschlitten, gezogen von einer „Quadrige“ fetten Kieler Sprotten; im Fond des Schlittens blüht sich eine Krebsbade mit Federhut und Muff auf einem soliden Eispfählen aus Schweizerkäse, auf dem Bod aus fromage de Brie schwingt ein Krebs als Auslöcher die Peitsche aus harter Käse hoch ein Krebslein als Groom (s. die Abbildung). Das Ganze ist von sehr komischer Wirkung, und, was die Hauptsache, appetitlich. Diese originellen Dessert-Gruppen werden auch in anderen plastischen Gruppen — als Entenpaar oder als Kanone mit Projektilen und Heringsschwann, die Bedienungsmannschaft, gefochte Krebse, martialisch Helme tragend — von der Delicatenhandlung Petch u. Sohn (Berlin, Wobrenstraße 25) auf Bestellung und zu verhältnißmäßig geringen Preisen geliefert, da man nur die ersparten Guthaten, nicht das Mod litren berechnet.



Verschiedenes. Frau C. R., Cöln. Um Gegenstände crème zu färben, ohne dieselben zu verderben, verwendet man die crème-Stärke aus der Fabrik von Drumm u. Co. in Kafferslautern, die aus reinem Pflanzenstoff hergestellt wird. — **H. Bitterfeld.** Nicht geeignet. — „Kaled.“ Bedauern, das Manuscript Ihnen wieder zur Verfügung stellen zu müssen. — **Frau Baronin F. in W.** „Wille und Welt.“ der neueste Roman Ludwig Habicht's, ist durchaus nicht mit unverständlichen philosophischen Gesprächen überfüllt, wie Sie fürchten; im Gegentheil wird Ihnen der Roman einen angenehmen und leichten Einblick in den Geist der Sophenbauer'schen Philosophie und zugleich Zeit eine höchst spannende interessante Lectüre gewähren. — **H. C. in München.** Ohne Kenntniß Ihrer Verhältnisse können wir Ihnen nicht raten. Am besten wird ein dortiger renommirter Tapezierer Ihnen Vor schläge machen. — **12-jährige Abonnentin in Würzburg.** Das Porträt von Marianne Brandt als „Lea“ in „Die Malkabäer“ erschien Bazar 1880, Seite 380. Sie können gegen Einzahlung von 40 Pf. dieselbe Nummer direct von unserer Administration beziehen. — **Helene C. in D.** Abonnentin bei **Warrchau.** Wir bedauern, nicht dienen zu können. — **C. C. in P.** „Die Arbeitsstube.“ Journal für leichte weibliche Handarbeiten, zu beziehen durch alle Buchhandlungen. — **Frau G. in Oppeln.** Werden Sie sich an Schaefer u. Haushner, Berlin SW., Friedrichstr. 233. — **A. St.** The Querus. Hier die Adresse: A. Siegle in London, 110 Leadenhall-Street.

Bur Frühjahrs-Saison.

Putzgeschäften sei empfohlen:
Die
Illustrirte Coiffüre
Modenjournal für Putzgeschäfte.
1884. Frühjahrs-Quartal: April-Juni.
— Preis vierteljährlich 3 Mark. —
Alle 14 Tage eine Nummer.
Probe-Nummern und Abonnements
bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.
Bazar-Actien-Gesellschaft.